

**Lexikon literaturtheoretischer Werke. Hrsg. Rolf Günter Renner und Engelbert Habekost. Stuttgart: Kröner 1995. (Kröners Tachenausgabe. Bd. 425.) 520 S.**

Lexika sind meistens Bücher, die ihrem Wesen nach mehrere Bücher enthalten, man erwartete also vielleicht eine gewisse „Potenzierung“ à la Schlegel — der Leser hält in diesem Falle tatsächlich (um den Ausdruck ein bißchen zu profanieren) ein „Buch der Bücher“ in der Hand. Das *Lexikon literaturtheoretischer Werke*, das in der bekannten und vielbenutzten Handbücherreihe des Kröner Verlags gerade erschienen ist, ist wirklich ein Buch, das sich zum Ziel setzt, über Bücher zu informieren, und zwar setzt es sich zum Ziel, über die wichtigsten Werke der Literaturtheorie von der Antike bis zur Gegenwart einen zugleich auch geographisch breiten Überblick zu geben. Wie Rolf Günter Renner im Vorwort zum Lexikon auch hervorhebt: „[...] bietet das Lexikon nicht nur einen historischen Längsschnitt, sondern auch einen Querschnitt, der theoretische Ansätze aus unterschiedlichen Sprachräumen vorstellt.“ Natürlich kann ein solcher Ansatz doch nur begrenzt bleiben, der „eurozentrische Akzent“ und die Dominanz der „westlichen Tradition“ fallen beim ersten Durchblättern auf, aber das liegt wahrscheinlich nicht nur an der persönlichen Orientierung der Herausgeber und der vielen (190!) Mitarbeiter, sondern vielleicht an der Sache (d. h. am Stand der Literaturtheorie) selbst.

Man könnte auch über die Anzahl der im Lexikon behandelten Werke scherzen: warum eben rund 400, und nicht eher z. B. 387 oder 500 oder ... — andere Zahlen wären ebenso berechtigt. Natürlich ist bei solch einem Unternehmen eine Selbstbeschränkung notwendig und unerläßlich, und sie hängt einerseits von den Zielsetzungen des Handbuchs, andererseits von den Kriterien zur Auswahl der ins Lexikon aufgenommenen Werke ab. Die Herausgeber setzen sich zum Ziel, „eine erste Orientierung [zu] geben und wichtige Ansatzpunkte für die theoretische Reflexion im Bereich der Literaturwissenschaft vor[z]ustellen.“ Daraus ergab sich folgerichtig für sie, „vorrangig solche Texte zu berücksichtigen, von denen sich die literaturtheoretische Diskussion der Gegenwart herleitet, die sie beeinflussen und weitertreiben“, und außerdem noch die Zielsetzung (der nur zugestimmt werden kann), „eine deutliche Konzentration auf theoretische Ansätze des 20. Jahrhunderts, zum Teil sogar der letzten Jahrzehnte vorzunehmen.“ Da aber (moderne — aber nicht nur moderne) Literaturtheorie zugleich immer interdisziplinär ist, findet der Leser nicht nur literaturtheoretische Texte im engeren Sinne, sondern auch solche, die Nachbarwissenschaften vertreten (z. B. Erkenntnistheorie, Soziologie, Psychologie oder „Randgebiete der Literaturwissenschaft“.) Hier wäre jedoch eine stärkere Einbeziehung linguistischer Ansätze, die im 20. Jahrhundert sehr viele Berührungen mit Literaturtheorie haben, meines Erachtens wünschenswert gewesen (mir fällt in dieser Hinsicht gleich das Fehlen von solchen Namen wie Jens Ihwe oder Teun A. van Dijk auf, die — innerhalb der Beschäftigung mit Texten und Texttheorie im allgemeinen — viel auch über literarische Texte geschrieben haben). Das allgemeine Auswahlkriterium, solche Texte ins Lexikon aufzunehmen, „die Bezugspunkte oder darüber hinaus Schalt- und Schnittstellen theoretischer Reflexion darstellen“, läßt zugleich ein großes Maß an Subjektivität zu, was dann zum Fehlen oder zur Vernachlässigung mancher Werke, Autoren und sogar Sachgebiete führen kann. Warum erscheint z. B. das Stichwort „Postmoderne“ gar nicht als eigenes Sachgebiet, obwohl es die Diskussionen der letzten Jahre/Jahrzehnte nahelegen könnten? Über die weiteren Aspekte der Auswahl — „Wirkungsmächtigkeit eines theoretischen Entwurfs“, „Breite seiner Rezeption“, „Originalität“, „Innovation“ — ließe sich dasselbe sagen. Selbstverständlich bedeutet die Notwendigkeit, immer nur ein begrenztes Korpus in solch ein Nachschlagewerk aufnehmen zu können, einen Zwang, aber eben bei der Selektion neuerer Werke wächst

die Gefahr eines subjektiven Werturteils (begründet durch die individuelle Vorliebe und das eigene Interesse der Herausgeber, hier vor allem von Rolf Günter Renner, der für den wissenschaftlichen Teil verantwortlich war). Die Auswahl älterer Werke, bei denen die seit dem Erscheinen vergangene Zeit Urteile und Einschätzungen von Wissenschaftlern ermöglichte, scheint viel solider zu sein — wer würde schon wagen, Aristoteles, Augustinus, Cicero, Horatius oder Boileau, Corneille, Diderot, Goethe, Schiller, die Gebrüder Schlegel, Hegel, aber auch Adorno, Benjamin oder sogar Lukács (meine Aufzählung ist bewußt lückenhaft) nicht aufzunehmen?

Die einzelnen Artikel informieren natürlich über jeweils ein literaturtheoretisches Werk, sie sind nach dem Originaltitel der ersten gedruckten Ausgabe in alphabetischer Reihenfolge angeordnet, wobei die deutsche Titelübersetzung auch immer dem Originaltitel folgt. Nach den Informationen und Daten im Kopfteil (Originaltitel, Name des Autors, Erscheinungsjahr und -ort der Erstausgabe, Angaben über die eventuellen deutschen Übersetzungen) wird das jeweilige Werk im Hauptteil des Artikels knapp, aber doch möglichst eingehend beschrieben und auch auf seine literaturtheoretische Bedeutung hin bewertet, wobei meistens auch andere Werke des behandelten Autors berührt werden (es wäre aber in vielen Fällen ebenso denkbar gewesen, die nur in einem Artikel beiläufig erwähnten Werke als selbständige Titel aufzunehmen). Der bibliographische Artikelanhang liefert dann Angaben zu den weiteren Ausgaben oder Übersetzungen des betroffenen Werkes sowie eine, selbstverständlich sehr filtrierte kleine Liste der jeweiligen Sekundärliteratur.

Die Arbeit mit dem Lexikon wird wesentlich erleichtert durch die verschiedenen Register. Erinnert man sich nicht an den genauen Titel eines literaturtheoretischen Werkes, oder kennt man nicht (oder nicht vollständig) den Originaltitel, kann einem das Register „Werke nach Autoren“ aushelfen, das bei jedem Autor seine im Lexikon angeführten Werke (mit Seitenangaben) verzeichnet. Wenn man aber eben nicht nach einem konkreten Werk oder Autor sucht, sondern sich für ein Sachgebiet oder für bestimmte Begriffe oder Richtungen interessiert, sollte man in den beiden Registern nach Sachgebieten und nach Sachbegriffen nachschlagen, sie ermöglichen eine vergleichende „Wanderung“ im Lexikon (was immer am interessantesten ist und oft mehr bringt als das gezielte, aber dadurch zugleich begrenzte Suchen und Nachschlagen). Ein erster flüchtiger Blick in die drei Register verrät auch viel über die Konzeption und die Zusammenstellung des Lexikons — bei manchen Namen und bei manchen Gebieten steigt unwillkürlich das Gefühl auf, die notwendige und unerläßliche Begrenzung dieses an sich großartigen Unternehmens sei zugleich (zumindest ab und zu) eine Begrenztheit. Nur einige Beispiele: warum werden bei Friedrich Schlegel gerade die Fragmentsammlungen nicht als selbständige Titel angeführt, obwohl sie oft seine wichtigsten (oder zumindest bekanntesten und deshalb einflußreichsten) Feststellungen und Behauptungen enthalten? Bei vielen Autoren könnte man das Fehlen weiterer Werke bemängeln, so z. B. bei Barthes, Eco, Manfred Frank, Kristeva, Todorov — die Aufzählung könnte noch fortgesetzt werden, wengleich man erwidern könnte, daß dies bei allen Autoren der Fall sein könnte, trotzdem scheint die Vernachlässigung bestimmter Werke konzeptioneller Art zu sein. Das gänzliche Fehlen mancher Autoren habe ich schon erwähnt, es fällt wiederum bei der Übersicht der Sachgebiete auf, wobei ich auch die Aufteilung in Sachgebiete sowie die Einordnung bestimmter Werke und Autoren zu entsprechenden Sachgebieten an manchen Punkten problematisch finde. Interessant ist es beispielsweise, daß bei der Bezeichnung „Epik“ der Roman extra verzeichnet wird, andere sogenannte „epische“ Gattungen aber nicht, die aber gleichermaßen theoretisch behandelt wurden. Außerdem ist die Auswahl zu diesem Sachgebiet äußerst punktuell und der letzte Titel stammt — wenn hier wirklich alles angeführt wurde — aus dem Jahre 1971! Es gibt auch ein unabhängig angegebenes Sachgebiet „Erzähltheorie“, wobei „Epik/Roman“ eben hierhin eingeordnet werden könnten;

neuere theoretische Beschäftigungen sprechen statt von Epik eben von Erzähltheorie oder von einer Theorie narrativer Texte. Hier finde ich bedauerlicherweise wiederum manche Namen und Werke nicht: Propp, Bremond, Prince, Lämmert, Petersen kommen gar nicht vor, Stanzel ist nur mit einem ziemlich alten Werk vertreten, manches von Eco, Todorov und Greimas, aber auch von Kristeva hätte noch herangezogen werden können; die Einordnung von Genettes' *Palimpsestes* zu diesem Gebiet halte ich für eine Fehleinschätzung, denn es geht in diesem Werk in erster Linie um Intertextualität. Das Sachgebiet „Intertextualität/Dialogizität“, das heutzutage sehr stark in der literaturtheoretischen Diskussion steht, bietet ein dürftiges Bild: vier arme Titel, der letzte aus dem Jahre 1974 stammend, sind wirklich zu wenig; Arbeiten von Lachmann oder Holthuis, Broich und Pfister, Genette, Plett und anderen, die zum Teil ganz neu sind, bleiben unerwähnt (Lachmanns *Gedächtnis und Literatur* erschien 1990, Holthuis' *Intertextualität* 1993, außerdem enthält Pletts Sammelband *Intertextuality*, der 1991 veröffentlicht wurde, auch eine umfangreiche bibliographische Zusammenstellung über das Thema, die bei der Auswahl auch hätte orientieren können). Bei anderen Sachgebieten könnte ebenfalls ihre Unvollständigkeit (die sich auch noch in diesem notwendigerweise begrenzten Lexikon-Rahmen als Unvollständigkeit empfinden läßt) hervorgehoben werden: so z. B. bei „Literatur und Linguistik“, „Literatur und Medien“, „Strukturalismus/Poststrukturalismus“, „Zeichentheorie/Semiotik“ oder „Texttheorie/Edition“ — für mich scheint diese Erscheinung kein Zufall zu sein. Oft könnte auch bei vielen Sachgebieten die fehlende Berücksichtigung neuerer Publikationen bemängelt werden (z. B. — außer den bisher erwähnten — bei Gattungstheorie, Lyrik, Drama, Theater, Hermeneutik, Literatur und andere Künste, Rhetorik, Zeichentheorie): es scheint, als wären in den letzten Jahren kaum bedeutende Werke erschienen — ein Lexikon will natürlich auf bleibende Werte konzentrieren, es darf aber daneben nicht auf Aktualität verzichten, wenn es sich wirklich die bestmögliche Information des Lesers und Nachforschers zum Ziele setzt.

Es gibt jedoch keinen Grund zum Verzweifeln — dieses Lexikon literaturtheoretischer Werke ist ein gutes Unternehmen, das Ergebnis einer anerkennenswerten und besonders aufwendigen Arbeit, ein nützliches Handbuch, das neben und zusammen mit anderen Handbüchern (z. B. Jeremy Hawthorns *Grundbegriffe moderner Literaturtheorie*, das 1994 beim Francke-Verlag erschienen ist) sehr gut als Nachschlagewerk in Lehre und Forschung benutzt werden kann. Hoffentlich wird es bald eine erweiterte und überarbeitete Neuauflage geben, deren Möglichkeit und Notwendigkeit die Herausgeber im Vorwort gleich — als Höflichkeitsformel und zugleich als Absicherung — anerkennen: es ist ihnen in dieser Hinsicht voll zuzustimmen.

Magdolna Orosz  
(Budapest)

**Hartmut Steinecke (Hrsg): Deutsche Dichter des 20. Jahrhunderts.  
— Berlin: Erich Schmidt Verlag. 1994. 912 S.**

Der umfangreiche Porträt-Band verweist bereits mit seinem Titel auf die einst von Benno von Wiese gestarteten Reihe, die Dichter und Schriftsteller der einzelnen Epochen (insgesamt sieben) in Sammelbänden vorführt. Vorliegender Band könnte als neue, erweiterte und veränderte Ausgabe von „Deutscher Dichter der Gegenwart“ (Hrsg. Benno von Wiese, 1976) betrachtet werden. Doch fühlt sich der Herausgeber veranlaßt, in seinem Vorwort den Titel zu präzisieren: „Deutschsprachige Schriftstellerinnen und Schriftsteller vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die neunziger

Jahre“ (S. 7.). Dazu mag ihn bewegen haben einmal die Erweiterung der Palette durch mehrere Autorinnen, der in der Zwischenzeit sich doch wesentlich gewandelte und erweiterte Begriff von Dichtung und Literatur, sowie die notwendige und berechtigte Ergänzung der in den Band aufzunehmenden Dichter/Schriftsteller, aber vielleicht auch die Tatsache, daß im Band neben drei schweizerdeutschen achtzehn mit Österreich auf verschiedene Weise verbundene Autoren im Band behandelt werden.

Das Vorwort grenzt in der Zielsetzung den Band von einer Literaturgeschichte sowie von einem Lexikon ab, auch sollte nicht längst bekanntes Material über die einzelnen Autoren einfach wiederholt werden. Der Herausgeber weist seine „Mitarbeitern“ die Aufgabe zu, sich auf ihre eigenen Forschungen stützend über den von ihnen gewählten oder ihnen zugeteilten Autor zu schreiben. Den Beiträgern bleibt somit weitgehende Freiheit überlassen: es kommen in manchen Porträts dementsprechend eigene Neuentdeckungen zum Vorschein, Nachlaß- und Archivmaterial wird herangezogen und gewertet. In anderen Beiträgen steht gelegentlich ein einziges Werk oder eventuell auch mehrere im Mittelpunkt der Untersuchungen oder auch einer ausführlichen Analyse; wobei das analytische Verfahren sehr verschieden sein kann. Auch auf die innerdeutsche und ausländische Rezeption wird gelegentlich besonderes Gewicht gelegt. Darüber hinaus ist nur allzu selbstverständlich, daß bei den einzelnen, heute noch lebenden Autoren auf das Verhalten vor, um und unmittelbar nach der Wende, auf eine eventuelle Behandlung der gesamten Problematik ebenfalls eingegangen wird. Als allgemein gültige Richtlinie wurde von dem Herausgeber jedenfalls verlangt: „Im Mittelpunkt soll das Werk, in Darstellung und Analyse, stehen, dazu treten die wichtigsten biographischen Stationen sowie Aspekte der Wirkung.“ (S. 9.) Der Herausgeber hebt auch noch besonders die Darbietungsform hervor, indem er den Wunsch äußert, den Wissenschaftsjargon möglichst zu meiden, „den Nicht-Wissenschaftler als Leser zu berücksichtigen“, „ohne den Wissenschaftler als Leser zu verlieren“ (S. 10.).

Die nach diesen Richtlinien und Herausgeberwünschen entstandenen Porträts sind in ihrem Aufbau verschiedentlich; die meisten stehen zwischen einem traditionellen Porträt und einem modernen Essay, gelegentlich mit ausführlichen interpretatorischen Teilen über Einzelwerke. Auch zeigt sich ein wesentlichen Unterschied nach dem ab, ob die Forschung über einen Dichter weitgehend als abgeschlossen zu betrachten ist, vom Beiträger selbst eingehend überprüft wurde, oder ob ein Œuvre noch zum großen Teil unerforscht ist, bzw. manche Quellen bis heute verschlossen sind, oder ob eine zeitliche Distanz zu einem akzeptablen Werturteil noch unumgänglich nötig ist.

Die größte Schwierigkeit bereitete dem Herausgeber eine richtige Auswahl aus der großen Zahl der Dichter und Schriftsteller unseres Jahrhunderts zu treffen. Relativ leichter war es noch bei den modernen Klassikern der ersten Jahrhunderthälfte, wo man sich bereits nach einem abgeklärten Kanon richten konnte. Problematischer erwies sich aber die unmittelbare Gegenwart. Nach langem Überlegen wurde die Zahl auf sechzig festgelegt, wobei der Herausgeber etwaige willkürliche Entscheidungen keinesfalls ausschließen möchte. Ein Vergleich mit Sammelwerken ähnlichen Charakters weisen jedenfalls in der Auswahl gewisse Abweichungen auf. Schwer war eine Entscheidung nach ästhetischem Wert zu treffen bei der unmittelbaren Gegenwart. Die Beschränkung auf fünf Autoren aus der Literatur der ehemaligen DDR stellt jedenfalls die Frage, ob eine solche Zahl den realen Verhältnissen adäquat ist. Sind nicht aus politischem Vorurteil eventuell Autoren unberücksichtigt geblieben, die später zu wesentlichem Bestandteil eines literarischen Kanons gehören könnten? Wurden andererseits nicht Autoren in den Band aufgenommen, bei denen weniger die künstlerische Leistung, als ihr politisches Engagement zur Entscheidung für eine Aufnahme beigetragen hat? Der Herausgeber läßt jedenfalls den Weg für eine spätere Umwertung offen.



Ausgenommen einige Namen ist der Auswahl weitgehend zuzustimmen. Zu bezweifeln wäre etwa, ob die westphälische Lokalgröße Ernst Meister im Band am Platze ist. Nicht überzeugen kann Konstanze Fliedl mit dem Porträt über die Österreicherin Marlen Haushofer, die nach ihrem literarischen Rang mit den meisten im Band aufgenommenen Autoren kaum zu messen ist. Eine andere Art vom Bedenken ergibt das Porträt von Alo Allkemper über die einstige DDR-Oppositionsdichterin Sarah Kirsch, die 1977 zwangsweise die DDR verließ und seitdem in Schleswig-Holstein eine neue Heimat gefunden hat. Überblickt man ihre dichterische Laufbahn vor und nach ihrer Trennung von der DDR, bekommt man doch unvermeidlich den Eindruck, daß ihr Schaffen im wesentlichen auf die Opposition beschränkt blieb. Was sie seitdem veröffentlicht hat, wirkt als harmlose Landschaftsdichtung, eine Art Ersatzdichtung und weniger als künstlerischer Ausdruck eines inneren Mitteilungszwangs. Dem Band wäre mit einer anderen Wahl aus dem Kreis der oppositionellen Autoren gegen den DDR-Staat vielleicht mehr geholfen gewesen. Eine exponierte Gestalt wie Rolf Biermann hätte diese Art dichterischer Haltung viel mehr veranschaulichen können. Auch der ohne Zweifel hervorragende Meister der Kurzprosa, Franz Fühmann hätte eher verdient in den Band aufgenommen zu werden. Oder auch der Altmeister Stephan Heym, mit seinen Werken aus der DDR-Ära und seinem Verhalten zur Zeit der Wende und nachher, hätte die berührte Problematik besser veranschaulichen können als etwa Sarah Kirsch.

Unter den Beiträgern gibt es mehrere, die über den von ihnen gewählten Autor bereits eine Monographie vorgelegt haben oder seit Jahrzehnten Aufsätze über ihn veröffentlichten. So konnten sie in ihrem Porträt eine komprimierte Darstellung über den Autor geben, völlig im Sinne eines „klassischen“ Porträts. Solche werden uns gleich zwei von dem Herausgeber selbst vorgeführt; eines über Hermann Broch, zu dem u. a. eine langjährige Beschäftigung Steineckes mit dem deutschen Roman als umfangreiches Hintergrundwissen diene, und über Peter Rühmkorf, mit dem den Beiträger auch unmittelbare Kontakte verbinden, war der Dichter doch mehrmals nach Paderborn zu Gastvorlesungen eingeladen. Der Porträtist von Heinrich und Thomas Mann, Helmut Koopmann, ist nicht nur Vorstandsmitglied der „Thomas Mann-Gesellschaft“ und Gründungsvorsitzender der „Heinrich Mann-Gesellschaft“, sondern gleichzeitig auch seit Jahrzehnten ausgewiesener Kenner des Schaffens der Brüder Mann. Ebenfalls auf langjähriger Forschungsarbeit beruht das Porträt über Georg Heym von Gunter Martens, der bekannterweise die kritische Gesamtausgabe des Dichters erstellt hat. Der Aufsatz über Johannes Bobrowski von Norbert Oellers fällt durch die feinen Beobachtungen besonders des lyrischen Schaffens seines Autors auf. Das an sich politisch sehr heikle Thema, der Fall Christa Wolf, wurde von dem ausgezeichneten Kenner ihres Werkes und der Umstände, die die Entstehung dieses Werkes begleiteten, von Hans-Georg Werner genial gemeistert.

Der beschränkte Umfang einer Rezension über ein so umfangreiches Buch ermöglicht nicht, daß über alle sechzig Porträts der Reihe nach eine noch so kurze kritische oder anerkennende Bemerkung angeführt werden könnte. Den Großteil auszusparen, und nur wenige hervorzuheben, würde aber unausweichlich zu einer Ungerechtigkeit führen. Eher kann in diesem Rahmen über das verschiedene Herangehen an den Stoff — etwas generalisiert — noch einiges gesagt werden. Die bereits genannten Porträtisten und noch weitere fallen dadurch auf, daß sie als ausgezeichnete Kenner ihres Stoffes ein gedrängtes Bild über ihren Autor bieten. Der Porträt-Gattung entsprechen ihre Beiträge am meisten. Andere Beiträge nähern sich mehr dem etwas weniger gebundenen Essay; entweder, weil der von ihnen gewählte Autor in seiner gesamten Beurteilung noch auffallend problematisch erschien, oder weil er mindestens für sie es war, oder weil sie überhaupt glaubten, auf essayistische Weise eher an den Stoff heranzukommen. Für den letzteren Fall könnte hier das Porträt über Robert Musil

von dem philosophisch exzellent geschulten Peter Pütz angeführt werden. Einleitend erfahren wir relativ sehr detailliert manches über die Anfänge des österreichischen Autors, ganz besonders über den Jugendroman „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“, und nur etwas zaghaft geht Pütz an den großen Roman-Torso „Der Mann ohne Eigenschaften“ heran. Über den Roman werden dann fast inventarartig zahlreiche innere und äußere formale sowie inhaltliche Merkmale angereiht und auch auf die verschiedenen Textvarianten der einzelnen Teile wird verwiesen. Doch bleibt im Essay die Frage unbeantwortet, ob dieses Werk wirklich — wie in der Musil-Literatur meistens behauptet — eine monumentale literarische Leistung des Jahrhunderts ist, ein großangelegter, aber nicht ausgeführter Plan, oder ein Versuch, in dem sich der Autor verfangen und aus dem sich selbst gesponnenen Netz nicht mehr herausgefunden hat.

Die sechzig Studien des Bandes bieten zusammen nicht nur durch den stattlichen Umfang und der Auswahl ein Novum; die einzelnen Porträts bringen viel bisher unbekanntes Material, tragen mit zahlreichen neuen Gesichtspunkten zu einem andersartigen Herangehen an die einzelnen *Œuvres* bei. Das Buch bietet auf diese Weise — der Absicht des Herausgebers entsprechend — dem „Nicht-Wissenschaftler“ eine Einsicht in die Literaturspitzen unseres Jahrhunderts, den Studierenden der germanistischen Literaturwissenschaft eine gute Übersicht über die einzelnen Autoren und den Wissenschaftlern auch weitere Anregungen zu ihrem erwählten Forschungsstoff; ein Buch also, daß nicht nur in großen Bibliotheken stehen sollte.

Antal Mádl  
(Budapest)

**György M. Vajda: Wien und die Literaturen der Donaumonarchie — Zur Kulturgeschichte Mitteleuropas 1740-1918. — Wien — Köln — Weimar: Böhlau Verlag 1994. (= Schriftenreihe der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts, Bd. 4) 246 S.**

„Ich glaube an die virtuelle Einheit Europas. Ich glaube daran, daß trotz der Unterschiede zwischen West-, Ost-, Nord- und Südeuropa, trotz der Eigenheiten Mitteleuropas der Kontinent Europa eine einzige kulturelle Einheit bildet“ — schreibt der Autor in dem Nachwort seines Buches, das auch als eine Art „Wissenschaftler-Ars poetica“ aufgefaßt werden kann. Diese *Ars poetica* beschwört das geistige Erbe des großen Humanisten aus Rotterdam herauf, aber aus dem Optimismus der auf den Glauben appellierenden Diktion kann der Leser mit weiten historischen Erfahrungen gewisse melancholische Reminiszenzen heraushören. Die Einheit der europäischen Kultur, die in der klassischen griechisch-römischen und jüdisch-christlichen kulturellen Tradition wurzelt, die Einheit existiert in gewissem Sinne tatsächlich, aber nicht von ungefähr bezeichnet der Autor diese als eine virtuelle Einheit. An ihre Existenz kann man also mit formaler Logik nicht herangehen.

György M. Vajda, der weltweit bekannte und anerkannte Experte der komparativen Literaturwissenschaft hat in seinem Buch das Fazit seiner Vorlesungen an europäischen und amerikanischen Universitäten zusammengefaßt. Eine bezwingende Erudition ist für das wissenschaftliche Werk charakteristisch, das gleichzeitig als Lehrbuch geeignet ist, und als solches über die reiche internationale Literatur der Monarchieforschung und über die, sich mit den Habsburgern und der mitteleuropäischen Region befassende Literatur herausragt.

Das Werk ist durch seinen eigentümlich individuellen und umfassenden Charakter ein wertvolles Sachbuch für die Experten des Gebietes (ein Werk, das die ganze amerikanische, west- und mitteleuropäische Fachliteratur in Bewegung setzt), und selbst die Laien können in dem farbenreichen Kaleidoskop die genaue Lage und Rolle von zahlreichen, bisher nur isoliert gekannten Namen, Ereignissen, Prozessen entdecken.

Grundlegende Methode des objektiven, faktischen Verfahrens von György M. Vajda ist die historische Betrachtungsweise. Das ist deswegen zu betonen, da in den vergangenen Jahren die zu ausgezeichneten Ergebnissen führenden, werkimmanenten Methoden in den meisten humanen Wissenschaften, so auch in der Literatur, die historische Analyse abzudrängen schienen, und darin ist unverkennbar der Schwund an Glaubwürdigkeit der mit Ideologie gefärbten und meistens überdimensionalen geschichtsphilosophischen Betrachtungsweise (die sog. *grand récit*) zu erkennen. Die Skepsis ist in erster Linie in Bezug auf die Perspektive begründet. Was hingegen die Vergangenheit betrifft, zitiert der Autor mit Recht Thomas von Aquin: „An der Vergangenheit kann Gott selbst nicht ändern.“

So sehr diese These auch logisch und evident ist, für ihre Geltendmachung mußten und müssen die nach Objektivität strebenden Wissenschaftler der mitteleuropäischen Region ständig einen Kampf führen. Der Grund dafür ist, daß die Anhänger der Vollentfaltung — und Exklusivität! — des sogenannten „Staatspatriotismus“ ab Ende des 18. Jahrhunderts die zeitlich und in ihrer Entwicklung wirklich oszillierende Kultur und geistige Wirkungen dieser buntbevölkerten Region in ihrer komplizierten Wechselwirkung nicht sehen können. Vajda schreibt: „Man erinnert sich nicht gern daran, daß man nicht nur seine eigene Sache in der Monarchie betrieb, sondern daß man nolensvolens in einer Gemeinschaft von Völkern lebte und ähnliche Geisteszüge von dieser erhielt.“ (178). Die geistige Karte der etwa zwei Jahrhunderte — von der Aufklärung über die Biedermeier, nationale Romantik und den Realismus bis zu den modernen Richtungen am Anfang des 20. Jahrhunderts — ist wirklich sehr abwechslungsreich — nicht nur wegen der ethnischen Eigentümlichkeiten, sondern auch, weil einige nationale Literaturen die „Reife“ für den wirklichen Anschluß an die multikulturellen Tauschprozesse in den verschiedensten Zeitpunkten erreichten.

György M. Vajda hat über seine nicht verleugnete „transleithaner“ Position und seine natürlichen Zuneigungen hinaus auch weitere Gründe gehabt, das geistige Zentrum auszuwählen, das von den Habsburgern fast siebeneinhalb Jahrhunderte lang kultivierte Wien, das bereits zur Zeit des deutsch-römischen Kaisertums, aber auch verdrängt durch die preußische Hegemonie, wahrscheinlich gerade wegen seiner ethnischen Vielfalt zu einem außerordentlich intensiv kulturschaffenden, aufnehmenden und ausstrahlenden, geistigen Schmelztiegel wurde, und als solcher in der Bildung der ganzen mittelost-, südosteuropäischen Region eine entscheidende Rolle spielte.

Prinz Eugen von Savoyen, dessen Reitstatue vor dem Budaer Palast steht, gab Maria Theresia den klugen Rat, Wien soll seine Tore nach Osten öffnen. Das wurde besonders aktuell in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nach der schweren militärischen Niederlage bei Solferino und Königgrätz, deren direkte Folgen der österreich-ungarische Ausgleich von 1867 und die Gründung der Österreich-Ungarischen Monarchie waren, die das Leben des Reiches noch um ein halbes Jahrhundert verlängerte.

Der Autor erinnert mit der Objektivität eines Historikers daran, daß in der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 den Kampf von Rudolf von Habsburg mit dem Böhmen Ottokar die Ungarn entschieden, was eine auf Jahrhunderte auswirkende Bedeutung in der ungarischen Geschichte hatte. Die Katastrophe von Mohács 1526, die zu Ende der Herrschaft der Jagello-Dynastie führte, ermöglichte eine austrifizierte Variante vom „Drang nach Osten“. Und als groteske Grimasse der Geschichte waren die Ungarn

auch Partner in der Niederlage beim endgültigen Zerfall des österreichischen Imperiums.

Diese Symbiose hatte neben ihren Schattenseiten auch zahlreiche Vorteile, worüber der Autor *sine ira et studio* berichtet. Jedoch blickt er mit gewisser Bewunderung auf die „großen Epochen“, wie die Wende des 18-19. Jahrhunderts, die prächtige Ideenwelt der Aufklärung, den die Revolutionen vorbereitenden Aufruhr des Vormärzes, sowie die Wende des 19-20. Jahrhunderts, die Moderne, die unermeßbare Fülle der Künste, die in dem letzten halben Jahrhundert der Monarchie in der Vorahnung des Aufschwungs und Verfalls, in der Literatur, Malerei, Musik und Philosophie zustandekamen. Und warum diese Welt untergehen mußte? Vajda meint: „Sie löste sich deshalb auf, weil ihre Völker nicht mehr in ihrem Rahmen leben wollten.“ (167). Hier vermißt der Leser den Hinweis auf die tiefgreifenderen Wurzeln des „Phänomens“. Wenn alles so gutging, warum wollten diese Völker nicht weiter miteinander leben? Die zentrifugalen Kräfte wurden wahrscheinlich durch die beispiellose industrielle und kulturelle Blüte der Gesamtmonarchie verstärkt: Nach Regeln der Dialektik wurde das Ende der Monarchie dadurch verursacht, was ihr großer Gewinn war: das sich rasend entwickelnde Streben der sich verstärkenden, nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit strebenden Völker, ihr Streben danach, sich selbst geltend zu machen. Es ist aus der Geschichte bekannt, zu welchen Tragödien und welcher Selbstvernichtung die rücksichtslose Eigengesetzlichkeit von verblendeten, aus den „goldenen Fesseln“ entkommenen Nationalismen geführt hat.

Wichtige Eigenschaft in der Vortragsweise von György M. Vajda ist die **Komplexität** seiner Betrachtungen. Wie schon erwähnt, die Grundlage für die panoramische Schilderung war die sorgfältige Aufzeichnung der historischen Situation. Auf dieses Fundament wird das kulturhistorische „Gebäude“ aufgebaut, mit der Literatur im Zentrum, aber auch das Theater (um die Jahrhundertwende die Operette), die Volksdichtung, Musikgeschichte und sogar die Philosophie wird detailliert geschildert. In dem Fokus steht immer Wien, daneben erscheint die ungarische Leistung in einer besonderen Rolle, aber auch auf die böhmischen, italienischen, südslawischen, polnischen und rumänischen Gebiete wird — wenn auch mit verschiedener Intensität — ein Blick geworfen. Die gemeinsame Betrachtung und Erörterung der Phänomene wirkt großartig die komparative Kulturgeschichte. Besonderes Verdienst des Autors ist, daß sich die internationale Gelehrtenwelt über die Produktion der ungarischen Literatur und Kunst von fast zwei Jahrhunderten in der deutschsprachigen Publikation in regionalem Kontext informieren kann.

Der Verfasser ist sichtbar Anhänger der phänomenologischen Schule; aber er scheut davor nicht zurück, Erscheinungen von historischen Ereignissen und Prozessen in literarischen oder gar in Musikwerken zur Darstellung der allgemeinen Atmosphäre zu verwenden. Sichtbar steht Vajda weit entfernt von der parnassistischen Selbstzweck-Theorie der Kunstwerke, aber seine feine ästhetische Sensibilität bewahrt ihn vor der Verlockung „der direkten Analogie“. Seine Vortragsweise ist fesselnd, zur plastischen Darstellung der Erscheinungen, der Zeit, der allgemeinen Atmosphäre verwendet er Werke, Briefe, Porträts, Tagebücher, Geständnisse. In seiner Darbietung werden die heraufbeschwörten Helden zu persönlichen Bekannten. Wissenschaftliche Erörterung verbindet sich im Buch mit der Suggestivität der Vortragsweise eines Hochschullehrers. Sein besonderes Verdienst ist, mit einigen Worten oder Sätzen — ohne zu vereinfachen —, die wesentlichen Züge eines Autors oder seiner Werke zu erfassen.

György M. Vajda hat ein einmaliges Bild über zwei Jahrhunderte von Mitteleuropa aufgezeichnet, und zwar in einer proportionell richtigen Komposition. Mit Recht schreibt Moritz Csáky, Herausgeber der „Schriftenreihe“: „Die vorliegende Untersuchung des renommierten Komparatisten György M. Vajda ist meines Wissens die erste umfassende Analyse einer mitteleuropäischen Literatur- und Kulturgeschichte. Sie



ist aber mehr als das. Sie ist ein Beitrag zu einer Kulturtheorie, die, an dieser Region erarbeitet, auch auf andere, ähnliche bzw. vergleichbare Regionen übertragen werden kann.“

Der Autor selbst scheint weniger optimistisch zu sein. Das letzte Kapitel seines Buches heißt „*Epilog für ein literarisches Mitteleuropa*“. In diesem Kapitel — das Zerfallsjahr 1918 der Monarchie überschreitend, zur historischen Gegenwart angekommen — hält der Autor Schau über die Theorien, die das Nationalbewußtsein und die Perspektiven des friedlichen Zusammenlebens der einzelnen Völker zwischen dem deutschen und dem russischen Volk erforschen. Die von Peter Hanák erarbeitete „*Interdependenz*“-Theorie scheint ihm am sympatischsten zu sein. In dem Sinne hofft er: „Vielleicht kommt es einmal dazu, daß man das Vorhandensein eines „monarchischen“ Diskurses in der Literatur dieses versunkenen Gebildes nicht nur erahnen, sondern auch beweisen kann. Dies würde auch zur Grundlegung einer vergleichenden Geschichte der Literaturen Mitteleuropas beitragen.“ Seinen Wunsch findet Vajda unter den gegenwärtigen historischen Umständen noch nicht real: „Der Gedanke einer ‘vergleichenden Literaturgeschichte’ als ein Teil einer Kulturgeschichte der Monarchie ist zur Zeit entfernt davon, ernsthaft in Angriff genommen zu werden“. Diese Monographie von György M. Vajda ist allerdings ein bedeutender Auftakt für eine solche, einmal notwendigerweise zu verrichtende Arbeit.

László Illés  
(Budapest)

**Anton Schwob (Hrsg.): Die deutsche Literaturgeschichte Ostmittel- und Südosteuropas von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute. Forschungsschwerpunkte und Defizite. Redaktion: Peter Motzan und Stefan Sienerth. — München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk 1992 (= Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks: Reihe B, Wissenschaftliche Arbeiten. Bd. 54.) 293 S.**

Dreiundzwanzig Vorträge des vom Südostdeutschen Kulturwerk München und vom Institut für Germanistik der Karl-Franzens-Universität im Oktober 1990 in Graz veranstalteten Symposions faßt die vielschichtig komponierte, sich durch Materialfülle auszeichnende Studiensammlung als eine gut brauchbare Dokumentationsquelle zusammen. Die wichtigsten konzeptionellen und thematischen Züge des Symposions und damit die des Buches werden in der Einleitung festgelegt: „[...] eine Bilanz über die gegenwärtige Situation der neueren deutschen Literaturgeschichtsschreibung Ostmittel- und Südosteuropas zu ziehen, die dringendsten diesbezüglichen Desiderata aufzuzeigen und entsprechende Forschungsschwerpunkte anzuvisieren.“ (S. 7) Ein großartiges Unternehmen, wobei aber — wie es aus den Arbeitsbedingungen naturgemäß folgt — nicht jedem Autor, jeder literarischen Gruppierung oder Bestrebung, nicht allen Faktoren des jeweiligen soziopolitischen Hintergrundes, nicht jeder Landschaft auf der bunten Landkarte des deutschsprachigen Mitteleuropas gleichermaßen eingehende Aufmerksamkeit geschenkt werden konnte. Jedenfalls wäre ein Versuch um mehr Ausgewogenheit erwünscht gewesen: zwölf Arbeiten über die Bukowina und das siebenbürgisch-rumäniendeutsche Schrifttum stehen verstreute Stellungnahmen hinsichtlich der Literatur in Galizien (Maria Kaska, S. 72-86), in der Zips (Ester Pertl, S. 142-147), in Kroatien (Vlado Obad, S. 147-163) gegenüber, und die ganze ungarn-deutsche Literaturentwicklung wird insgesamt nur in zwei Berichten behandelt (János

Szabó: „Die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur vor historischem Hintergrund“, S. 267-276; Johann Schuth: „Zur Standortbestimmung der ungarndeutschen Literatur“, S. 276-281). Diese Tatsache könnte einerseits auch in maßgebenden wissenschaftlichen Kreisen zu Mißverständnissen führen, andererseits muß man dessen bewußt sein, daß diese zahlenmäßig nicht eben gleiche Verteilung der Themen vor allem durch die Wahl der Referenten bestimmt war und daß die bedeutendsten Leistungen über die auslandsdeutsche Literatur Mitteleuropas ohne Zweifel auf siebenbürgisch-bukowinischem Boden bzw. von den dieses Gebiet aus irgendwelchem Grund Verlassenen (Vertriebenen) in Österreich oder Deutschland hervorgebracht wurden. Worin die ungarische Germanistik im Buch zu kurz kommt, das versucht der Innsbrucker Komparatist Zoran Konstantinović nachzuholen. Sein neben den *Neun Bukarester Thesen* von Alexander Ritter (S. 26-43) bedeutendster Aufsatz (*„Figurationen mitteleuropäischer Geistigkeit. Versuch einer literarhistorischen Periodisierung“*, S. 9-19) verrät ein eingehendes und taktvolles Wissen über die deutschsprachige Überlieferung des historischen Ungarns, das er als unerlässlich (mit)bestimmendes Element des deutschsprachigen Schrifttums von Südost- bzw. Ostmitteleuropa vorführt. Konstantinović jongliert sympathisch-mitreißend richtig auch mit für Nichtungarn übrigens oft im Übermaß schwierigen Begriffen, Tatsachen, Bezeichnungen und Erscheinungen wie z. B. „die ehemalige Österreichisch-Ungarische Monarchie“ (S. 10), das Verbreitetsein der Renaissance *nur* in „jene[n] frühe[n] Mittelpunkte[n] diesseits der Alpen [...] an den Höfen in Wien, Prag, Krakau oder *Ofen*“ (S. 11). Er ist mit wichtigen Werken hervorragender Gestalten der ungarischen Literatur (Ferenc Kazinczy, Tibor Déry, Miklós Mészöly) bestens vertraut.

Warum kann diese Forschungsperspektive einem aus Ungarn auffallen und als interessant vorkommen? Eben weil die Verantwortung der ungar(länd)ischen Germanistik gerade bei der Neuentdeckung der deutschsprachigen Literatur im Ost- und Mitteleuropa der vergangenen Jahrhunderte ausgesprochen groß ist. Sie sollte meines Erachtens zum Ziel setzen, die von manchen Interessentenkreisen vorgenommene, teils auf terminologischer Basis versuchte geistige Expropriation der Vergangenheit mit sachlich-genauen Berichtigungen, viel eher aber mit selbständigen, paradigmatisch gültigen, vielleicht auch *paradigmagründenden* Interpretationsversuchen zu verhindern, um das eigene (theoretische) Fundament im internationalen Kontext der europäischen Germanistik auch weiterhin vertreten zu können, so vielstimmig der Chor dieser Gemeinschaft auch ist. Veröffentlichungen, wie dieses Buch, dem sicher weitere ähnlicher Art folgen werden, aktivieren ein großes „vorfindbares“ deutschsprachiges Material, das ungarischerseits registriert und möglichst auch gefördert werden soll. (Die an die Ansätze einzelner einheimischen Germanisten reiferen Alters anknüpfenden Gedankengänge von János Szabó und Johann Schuth in der vorliegenden Sammlung weisen natürlich durchaus in die Richtung der hoffnungsvollen Weiterführung der „*uns*“ betreffenden Forschung.)

Über die vom Herausgeber zusammenfassend dargestellten, vielversprechenden Zielsetzungen hinaus versuchen nun die einzelnen Beiträge in komplexen Fragestellungen ihre Gedanken zu ordnen. Sie schreiben entweder übergreifende theoretische Ausführungen oder konzentriert-vereinfachte Einzeluntersuchungen — im allgemeinen zweifellos auf angenehmem Niveau. Der äußerlich weitgehend ungegliederte Band enthält im Grunde genommen zwei Arten von Aufsätzen, deren allgemeine Wirkung als Ganzheit — vielfach überschneidend — ziemlich intensiv ist, unabhängig davon, ob der jeweilige Einzelbeitrag eher einen umfassenden oder konzentrierteren Charakter hat. Die theoretisch-verallgemeinernden Darstellungen sowie die Fallstudien (die sich mit einer konkreten Sprachinsel oder Literaturlandschaft, gegebenenfalls mit Autoren, beschäftigen) vermitteln dementsprechend ein komplettes Bild von der Systematik der behandelten Erscheinungen. Das im Buch angehäufte Material ist hinsichtlich der in

der Forschung schon aufgearbeiteten Sachverhalte zwar manchmal redundant, aber es folgt eben aus dieser Tatsache, daß der Band eine Fundgrube vieler grundlegender Informationen darstellt. Auf der Basis des internationalen — die bedeutendsten Forscher des Themenkreises zusammenführenden — Grazer Symposions kann die Aufsatzserie für ein gewissermaßen abgerundetes Textkorpus, für eine mindestens vorläufige Synthese des Wissens über die deutschsprachige Literaturszene Mitteleuropas gehalten werden (in erster Linie was das 19.-20. Jahrhundert betrifft, aber die umfassend-einführenden Beiträge gehen meistens thematisch weit über diesen Zeitraum hinaus). Vor allem dem wissenschaftlichen Nachwuchs können die hier angeführten Daten, Zusammenhänge und (teils) hypothetischen Ergebnisse von nicht geringer Bedeutung sein. Die Wirkung, die dieses „blaue Buch“ der (süd)osteuropäisch [orientiert]en Literaturgermanistik (Vf.) auf interessierte junge Leute auszuüben vermag, legt in manchen Fällen sicherlich die Richtlinien von zukünftigen Untersuchungen fest. Seine bald traditionell brauchbare, bald bahnbrechende Methoden anführenden Aufsätze — in denen oft leidenschaftlich nach Wahrheit ringende Fragestellungen vorkommen — sind reichhaltige Dokumente von bereits gelösten oder noch zu erörternden Forschungsproblemen. Auch auf Erwägungen der allgemeinen Ethik bzw. ethisch bedingten Varianten wissenschaftlicher Haltung wird Gewicht gelegt. Mit Recht. Eine moralisch fundierte Forschungsposition — selbstverständlich samt ihren mehreren richtigen Interpretationen — ist in diesem geopolitisch und geschichtlich oft und vielfach verunsicherten Wissenschaftsbereich lebensnotwendig.

József Grudl  
(Veszprém)

**Zeitschrift der Germanisten Rumäniens. Hrsg. von der „Gesellschaft der Germanisten Rumäniens“. Schriftleiter: George Guțu. — Bukarest: Charme-Scott Verlag 3. Jg. (1994) Heft 1-2 (5-6) und 4. Jg. (1995) Heft 1-2 (7-8). Erscheint zweimal im Jahr.**

**Germanistische Beiträge des Lehrstuhls für Germanistik der Lucian-Bloga-Universität. Hrsg. von Gerhard Konnerth. Hermannstadt/Sibiu: Universitätsverlag 1995. Bd. 3.**

Trotz der Wirtschaftskrise hat die Germanistik in Rumänien ihre Überlebenschancen gefunden, und jetzt tritt sie mit neuen Hoffnungen an die internationale Öffentlichkeit heran. Antrieb hierfür ist in der Tatsache zu suchen, daß der Schulunterricht der deutschen Sprache in den letzten zwei Jahrzehnten des Sozialismus auf etwa 10 % aller Fremdsprachenstunden beschränkt wurde, was weit unter den realen Bedürfnissen des Landes lag. Nach der Wende haben die Liberalisierung der Märkte und der aufblühende Kulturaustausch sofort ihre Wirkung spüren lassen: Durch die Nachfrage nach Deutschlehrern entstandene neue Lehrstühle boten den Neubeginn und die Fortführung des wissenschaftlichen Lebens. Viele Studenten und Absolventen früherer Jahrgänge begannen die Vorbereitung ihrer Doktorarbeiten, die Schubladenartikel der ganz wenigen älteren Fachkollegen kamen ans Tageslicht, neue Zeitschriften wurden gegründet, und es wurde auch die Gesellschaft der Germanisten Rumäniens wiederbelebt. Die Gesellschaft möchte die in der Zwischenkriegszeit von Persönlichkeiten wie Karl Kurt Klein oder Johann Wolf gegründete Tradition der Germanistik fortset-

zen, die in der Nachkriegsperiode von Mihai Isbăşescu und Jean Livescu geprägt worden war.

Die Gesellschaft koordiniert die wissenschaftliche Arbeit in Rumänien, nimmt aber gleichzeitig auch eine kulturelle Vermittlungsrolle wahr. Ihr Organ ist die Zeitschrift der Germanisten Rumäniens: Nun liegt schon das Doppelheft 7-8 vor, das — wie die vorausgehende Nummer 5-6 — durch eine Auswahl aus den Materialien des III. Kongresses Rumänischer Germanisten das breiteste Spektrum des Faches und des Deutschunterrichts veröffentlicht. Die Bemühung der Redaktion, so viel als möglich von den Vorträgen des Kongresses zu bringen, ist lobenswert: Man versucht die fast völlig gebrochene Tradition wieder zu beleben, denn die ersten beiden Kongresse rumänischer Germanisten waren in den 30er Jahren abgehalten worden. So ist es von besonderem Interesse, welche Akzente bei dieser Massenveranstaltung gesetzt worden sind.

Den größeren Teil bilden die literaturwissenschaftlichen Aufsätze, die als Schwerpunkte die einzelnen Aspekte des Lebenswerkes von Mihai Eminescu und Moses Rosenkranz haben. Die komparatistischen Aufsätze über Eminescu, die interessanten Analysen seiner deutschen Motive und die Erforschung der Anbindungen des „Jahrhundertdichters“ Rosenkranz an Rumänien und an die Bukowina bilden eindeutig den Höhepunkt des Heftes 7-8. Sonst kann man Themen vom Mittelalter bis zur Wende finden, es ist eigentlich jede Periode der Literaturgeschichte jeweils durch einen Aufsatz abgedeckt, deren Qualitäten jedoch sehr unterschiedlich sind. Der Beitrag zur Mediävistik wiederholt z. B. nur bekannte Thesen, ohne eine eigene Ansichtswiese geltend zu machen. Die Themenwahl entspricht dem germanistischen Kanon; dementsprechend finden sich Beiträge zu Goethe, Novalis, Fontane, Rilke, Musil, aber vorhanden sind auch landestypische Forschungsschwerpunkte der Komparatistik und der Imagologie, wie zum Beispiel die Analyse des Opitzschen Gedichtes Zlatna. Das Gedicht ist in Rumänien wohl bekannt, weil darin der an dem antiken Kulturgut geschulte Dichter die Latinität der rumänischen Sprache erkennt und würdigt. Der junge Verfasser des Aufsatzes versucht mit relativ wenig Überzeugungskraft die vermuteten romantischen Komponenten (!) in diesem Poem des Hochbarocks aufzudecken.

Verhältnismäßig schwach sind im Heft 7-8 die linguistischen Beiträge vertreten, weil in der vorausgehenden Nummer 5-6 wichtige Beiträge bekannter Autoren wie Siegfried Grosse und Elena Viorel abgedruckt worden waren. Abgesehen von einer gegenüberstellenden Wortschatzanalyse rumäniendeutscher und -ungarischer Zeitungen (H. 7-8), dokumentieren die Aufsätze die besonderen Ergebnisse der starken und bekannten Schule der rumänischen kontrastiven Linguistik mit Beiträgen zur Partikel- und Negationsforschung, sowie zur Übersetzungstheorie.

Reich ist der DaF-Teil der beiden Hefte, dessen Kapitelüberschrift — angesichts der deutschen Minderheit Rumäniens — auch DaM-Vorträge ankündigt, die dann aber fehlen. Die große Anzahl der Referenten in der Sektion DaF des genannten Kongresses konnte glücklicherweise ermöglichen, daß alle Ansichten, Pläne, Forschungsbestrebungen des Faches vertreten waren. Die Fülle der Ideen regt zum Weiterdenken an, wie das Referat, das behauptet, daß die gewünschten bürgerlich-zivilen Ziele der rumänischen Gesellschaft, wie ökologische Verantwortung und demokratische Überzeugung in die „DeutschlerInnen-Bildung“ eingearbeitet werden sollten. Über fachliche oder germanistische Ziele war aber nichts zu lesen (H. 7-8, S. 143). Die Hefte berichten weiterhin über wichtige Massenkongressen in der BRD und Rumänien, über die Situation des Deutschunterrichts im Land und sogar in der Republik Moldova; sie bringen regelmäßig auch die Nachrichten der Gesellschaft. Alles in allem: die Zeitschrift ist das bedeutendste Forum der wissenschaftlichen Arbeit und eine Informationsquelle der rumänischen Germanistik.



Auch über eine zweite germanistische Zeitschrift Rumäniens ist hier noch kurz zu berichten: die Germanistischen Beiträge des neugegründeten Lehrstuhls für Germanistik der Lucian-Blaga-Universität zu Hermannstadt (Nagyszeben/Sibiu) brachten bereits ihre dritte Nummer heraus, die wiederum Tagungstexte veröffentlicht. Das gesamte Heft macht den Eindruck, daß Hermannstadt (mit Bukarest, Temeswar und Iassy) wieder zu einem führenden Zentrum der Germanistik emporgestiegen ist. Die Publikationen verraten die Forschungsinteressen und die Zukunftspläne der einzelnen Beiträger: hier sei nur der Name von Joachim Wittstock, dem bekannten Schriftsteller und Germanisten, hervorgehoben, der uns mit seinem kurzgefassten Referat über die siebenbürgischen Physiognomien in der Literatur des 20. Jahrhunderts einen Einblick in seine imagologischen Forschungen gewährt.

Diese Zeitschriften, die große Anzahl neugegründeter (vor allem Privat)lehrstühle, die vielen Tagungen lassen hoffen, daß die Germanistik in Rumänien in etlichen Jahren neu aufblühen wird.

András Balogh  
(Budapest)

**Maria Klanska: Aus dem Shtetl in die Welt 1772-1938. Ost-jüdische Autobiographien in deutscher Sprache. — Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1994. 470 S.**

Es gab viele Versuche, das Leben in den einst „blühenden“ ostjüdischen Ghettos authentisch zu beschreiben. Sie erscheinen uns allerdings nur aus heutiger Sicht als blühend, aber oft ist es nur ein verschönertes, idyllisches Bild, das nur in der Phantasie der nachkommenden Ghettoforscher als durchaus positives Bild lebt. Im Schmerz über die Vernichtung dieser Welt neigte man oft zur Idealisierung des Shtetls. Die Idee von Maria Klanska, das Shtetl mit Hilfe von Autobiographien durch diejenigen darstellen zu lassen, die direkte Teilhaber des dortigen Lebens waren, ist einzigartig. Es gab wichtige und gute monographische Darstellungen dieser verschollenen Welt wie zum Beispiel das soziologisch-kulturkundliche Grundwerk von Zborowski (*Life is with People. The Jewish Little-Town of Eastern Europe*) oder das klassische literaturhistorische Werk von Magris *Weit von wo*, wie auch die jüdische Autobiographie den ihr gebührenden Platz in der deutschen Literaturgeschichte einzunehmen scheint (u. a. *Bürger auf Widerruf. Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780-1945*. Hrsg. M. Richarz). Es wurde auch die Integration und Assimilation von Ostjuden in den westeuropäischen Gesellschaften, vor allem in Deutschland genau beschrieben (Trude Maurer, *Ostjuden in Deutschland. 1918-1933*). Die Monographie von Maria Klanska bietet aber das alles in einem Band: durch die Beschreibung von 32 Lebensläufen entfaltet sich ein beinahe lückenlos vollkommenes Bild über jüdische Schicksale zwischen einer althergebrachten, geschlossenen, fest geregelten Lebensweise im Osten Europas und einem durch Akulturation und Emanzipation aufgeschlossenen, assimilierten Leben im Westen Europas.

Die Autorin setzt zeitlich zwei Grenzsteine für ihre Arbeit, die auch im Titel erscheinen und die einer Erklärung bedürfen. Die erste Jahreszahl — 1772 — ist das Jahr der ersten Teilung Polens, von der auch die Geschichte der Juden wesentlich beeinflusst wurde. Das zweite Grenzdatum — 1938 — markiert das Ende einer langen, wenn auch nicht immer friedlichen Periode, nach der die historischen Ereignisse und

der Holocaust moralische, historische und literarische Fragen ganz anderer Art aufwerfen.

Sehr ausführlich, aber doch übersichtlich wird im einleitenden Teil die Geschichte der von Preußen, Österreich und Rußland besetzten Gebiete geschildert, auf denen nach der Teilung Polens ein großer jüdischer Bevölkerungsanteil gelebt hatte.

Im zweiten Abschnitt, *Das Leben im Shtetl* werden die typischen Lebensrahmen des Judentums behandelt, in der Reihenfolge der Wichtigkeit für das tägliche jüdische Leben. Im ersten Kapitel dieses Abschnittes wird das bekanntlich berühmte und vorbildliche Familienleben der Juden durch die Optik der Autobiographen untersucht. Nicht alle dachten gern an ihre Kindheit und Jugend zurück, oft wurden die schönsten Kinderjahre von einem strengen Vater oder einer schroffen Mutter beschattet. Ein besonders authentisches Bild wird über die Gemeinschaft, Tradition und Religion des Shtetls gemalt. Der als bedrückend, oft unerträglich empfundene Druck durch die religiösen, kultischen Gesetze, manchmal bis zum irrational Unmenschlichen zugespitzt, läßt ahnen, warum die meisten aus dieser Welt fliehen wollten. Der junge Jehudo Epstein erlebte zum Beispiel die Koschervorschriften frustrierend, als seine Familie die köstliche Hühnersuppe an einem Sederabend nicht verzehren durfte, nur weil versehentlich das Herz der Henne mit der Suppe mitgekocht worden war, und deshalb die ganze Mahlzeit — laut Verordnung des Rabbiners — vernichtet werden mußte. Aber auch in dieser Hinsicht bedeutete Tradition und Religion sehr oft einen Schutzwall nach außen, hinter den man sich zurückziehen konnte und auch gerne zurückzog. Ein alle Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft auffangendes soziales Netz wird in fast allen Autobiographien als durchaus Positives empfunden, das sich nicht nur allein in Wohltätigkeit manifestierte, sondern auch in den sozialen Dimensionen der jüdischen Feste, der Familie und des traditionellen jüdischen Schulwesens. In einem eigenen Kapitel werden die Alternativen zwischen einer durch das Talmudstudium von vornherein traditionell geprägten Laufbahn und einem autodidaktischen, für wissensdurstige, ihre Ausbruchsabsichten geheimhaltende jüdische Intellektuellen einzig möglichen Bildungsweg aufgestellt. Das ambivalente Verhalten zu der eigenen jüdischen Vergangenheit kam besonders deutlich im Zusammenleben mit den nicht-jüdischen Mitbürgern zum Ausdruck: manche beneideten die christlichen Kinder, weil sie die staatlichen Schulen besuchen durften und weltliche Studien führen konnten, andere wiederum hätten anfangs die Geborgenheit der jüdischen Kleinkinderschulen nicht mit dem Ausgeliefertsein und Anderssein in einer nichtjüdischen Schule vertauscht.

Die ausführliche Schilderung des Shtetl-Lebens ist zugleich eine Zusammenfassung jener Motivationen, die manche dazu geführt hatten, das einengende Milieu der jüdischen Kleinstadt zu verlassen und sich in die „große Welt“ zu begeben. Im dritten Abschnitt unter dem Titel *Die Flucht* werden jene Momente behandelt, die eine unmittelbare Rolle bei der Entscheidung gespielt hatten, wobei das Verlassen nicht immer fluchtartig geschah, sondern oft einen geplanten Ortswechsel wegen eines Studiums oder besserer Lebensbedingungen bedeutete.

Der nächste Abschnitt auf dem Weg vom Shtetl in die Welt, wie auch im Buch ist eine Übergangsphase, *Zwischen Assimilation und Fremdheit*, die die Emigranten und auch ihre Kinder in der neuen Umgebung durchmachen mußten. Die Vielfalt der Auswahlmöglichkeiten hinsichtlich einer neuen Identität führte vorerst zu einem weitgehenden Identitätsverlust, aus dem neue Wege zum Zionismus, Sozialismus oder auch Kommunismus gesucht und gefunden wurden. Die Neuankömmlinge erwartete Antisemitismus und Ablehnung im beheimatenden Land, aber auch die ansässigen Juden und die früher Abgewanderten empfingen sie mit Mißtrauen. Im Schlußkapitel wird unter anderem auch die Auswirkung der Shoah angesprochen, ob sie zu einem endgültigen Schluß mit der jüdisch-deutschen Symbiose führte, oder ob die inneren

Beziehungen zur deutschen Kultur und Nation unberührt blieben. In den Autobiographien gibt es Zeugnisse fürs Letztere, diese werden aber von der Autorin nicht mehr behandelt, denn sie wären Thema einer anderen Monographie.

Im Buch finden wir übrigens wichtige Bezugspunkte zur Geschichte der ungarischen deutschsprachigen Juden. Einer der Autobiographen, Moritz Gottlieb Saphir ist in einem kleinen ungarisch-jüdischen Shtetl bei Székesfehérvár geboren. Von hier aus begann er seine Laufbahn als deutschsprachiger Humorist und Journalist in Wien, Berlin, München, Paris, dann wieder in Wien. Anfangs schrieb auch er Jiddisch, auf dem Wege der Emanzipation entfaltete er sich aber als deutschsprachiger Literat, so daß er Ungarisch angeblich nie in seinem Leben richtig erlernte. Er war übrigens einer der beiden Autoren, die den äußersten Schritt der Assimilation, nämlich die Taufe vollzogen haben (Mark Lidzbarski war der andere). Ungarn war aber nicht nur Geburtsland für viele Juden, die ihr Glück später in einem anderen Land suchten, sondern auch Zwischenstation für jene, die vom Osten kommend kürzere oder längere Zeit bei Freunden oder Verwandten in diesem Land verbrachten. So behielt zum Beispiel Minna Schiffmann Budapest in guter Erinnerung, als sie sich mit ihrer Familie auf der Durchreise nach Wien hier einige Tage aufhielt. Es wäre überhaupt interessant, diese Katalysatorfunktion Ungarns als „Umsteigestation“ in dem Auswanderungsprozeß von Ost nach West zu untersuchen.

Das Buch ist also nicht nur eine thematische Aneinanderreihung der Elemente verschiedener Autobiographien, sondern bietet in seiner Gesamtheit ein komplexes Bild über die versunkene Welt der Ostjuden in ihrer alten und neuen Heimat. Außerdem ist das Werk durch seinen leichten populärwissenschaftlich-publizistischen Stil auch eine äußerst angenehme Lektüre nicht nur für Wissenschaftler, sondern auch für eine breitere Schicht von Interessenten, die sich für diese exotische, aber einst reale Welt begeistern können.

*Péter Varga  
(Budapest)*

**Kiss Endre: Friedrich Nietzsche filozófiája (Die Philosophie Friedrich Nietzsches). — Budapest: Gondolat 1993. 494 S.**

Friedrich Nietzsche war nach der, auf Georg Lukács zurückgehenden allgemeinen Sprachregelung des Ostblocks der Vorreiter und Ideologe des Faschismus und gehörte dementsprechend wie kein anderer zu jenen Denkern, die tabuisiert und deren Werk in verfälschter Form zusammengefaßt wiedergegeben wurden. Selbstverständlich war der Lukácssche Vorwurf — der perverserweise eigentlich eine Übernahme der extrem faschistoid ausgerichteten Alfred Baeumlerschen Nietzsche-Deutung ist — purer Unsinn, doch hatte er weitreichende negative Folgen für die Nietzsche-Rezeption in Osteuropa, die Intellektuellen hinter dem Eisernen Vorhang waren von Zeit zu Zeit auch irritiert von dem gewaltigen Einfluß Nietzsches auf die Intellektuellen in Westeuropa, der sich nicht in Einklang bringen ließ mit dem, was man selber über diesen Philosophen wußte beziehungsweise zu wissen meinte. Vor diesem Hintergrund muß man das Buch von Endre Kiss betrachten, daß sich in vielerlei Hinsicht ein enormes Pensum vorgenommen hat, da es ja hier nicht einfach nur um einen beliebigen Philosophen geht, den man darzustellen versucht, sondern darum, ein seit Jahrzehnten bestehendes absolut verfälschtes Bild zu korrigieren und in gewisser Weise eine kaum existierende ungarische Philologie zu ersetzen.

Um es gleich vorwegzunehmen: beides gelingt dem Verfasser, sein Buch kann jedem interessierten Leser, der des Ungarischen mächtig ist, ruhigen Gewissens zur Lektüre empfohlen werden, und nicht nur aus dem Grunde, da dieses Buch nicht nur eine Monographie von vielen ist, sondern die erste moderne ungarische Nietzsche-Monographie überhaupt. Vollendet war das Buch bereits 1988, doch sollte es noch fünf Jahre dauern, bis es veröffentlicht vorlag. Dieses späte Erscheinen einer ungarischen Nietzsche-Monographie ist — abgesehen von der traurigen Tatsache der jahrzehntelangen Leere an sich — mit Beschwerden, aber auch mit Vorteilen, das heißt Chancen behaftet. Zu den Beschwerden gehört selbstverständlich das Ausräumen der Vorurteile und das Leisten all dessen, was bereits früher hätte erreicht werden können. Doch die große Chance besteht darin, mit einem Schlag über beschwerliche gedankliche Sackgassen hinweg eine moderne Monographie vorzulegen, in der die Erkenntnisse der neuesten Nietzsche-Philologie Eingang gefunden haben. Daß Endre Kiss sich seit langem mit diesem Philosophen beschäftigt, liegt nicht nur auf der Hand, sondern wird auch von der Bibliographie des Bandes bezeugt.

Beachtenswert an der Monographie ist das Vorgehen, indem Nietzsche hier — endlich!, muß man sagen — in den Kontext seiner eigenen Zeit gestellt und betrachtet wird, wodurch zugleich auch eine Darstellung der Geschichte der Philosophie zur Mitte des 19. Jahrhunderts vorgelegt wird, wie man sie bisher nicht kannte. Diese Vorgehensweise wird dem Philosophen nicht nur gerechter, sondern verdeutlicht auch klarer dessen Verankerung in seine Zeit. Äußerst interessant sind die Darlegungen zu der Frage, wie Nietzsche in den 1930er Jahren von Alfred Baeumler zu einer Ikone der Nationalsozialisten umfunktioniert wurde. Dabei geht Kiss nicht von der Berechtigung oder Unberechtigung der Umfunktionierung Nietzsches durch die Nazis aus — eine Frage, die sich ja auch selbst beantwortet —, sondern betrachtet den Gesichtspunkt, was für ein „Zielsystem“ die Nazis verfolgten und auf welche Weise die gerade in der Betonung der Relativierung revolutionäre und der von völkischer Gewißheit strotzenden Nazipartei deutlich widersprechende Philosophie Nietzsches in die braune Propaganda eingebaut werden konnte. Die grundlegende Vorgehensweise Baeumlers war es, den philosophischen Kategorien Nietzsches ganz alltägliche Begriffe zu Grunde zu legen, womit sich die Aussagen des Philosophen in eine ganz andere Richtung modifiziert wurden. Dieses moralisch verwerfliche, propagandistisch und demagogisch aber unter Umständen sehr effektive Verfahren ist natürlich bei so gut wie jedem Philosophen anwendbar, doch gab es im Fall Nietzsche den Gesichtspunkt der absoluten Negation aller früherer gedanklichen Strömungen, der propagandistisch gut nutzbar war. Somit konnte man postulieren, mit Nietzsche sei ebenso ein Neuanfang getan wie auch die nationalsozialistische Bewegung einen Bruch mit allem Früheren darstelle. Weiterhin eignete sich der „umfunktionierte“ Nietzsche als das Beispiel einer positiven faschistischen Metaphysik, die es bis dahin nicht gegeben hatte, da die Nazis sich grundlegend immer negativ, das heißt in Abgrenzung zum Bestehenden definierten. Nietzsches vollkommen uminterpretierter „Wille zur Macht“ sollte dann — wie wir wissen — benutzt werden.

Ein wesentliches Problem bei der Beschäftigung mit Nietzsche stellen die inneren Widersprüchlichkeiten seines Lebenswerkes dar, die oft dazu genutzt worden sind, den einen oder anderen Aspekt gegen einen jeweils anderen auszuspielen oder ganz einfach nur in abwertender Manier auf die Inkonsistenz des Nietzsche'schen Schrifttums hinzuweisen — wobei eine Reihe der Ungereimtheiten mit der fahrlässigen und manipulativen Edition seiner Texte zusammenhängt. Im Grunde ist der echte Nietzsche nie wirklich bekannt geworden. Die Passagen, in denen Kiss der Editions-geschichte der Nietzsche'schen Schriften nachgeht, teilen haarsträubende Fakten und Fälschungen mit. Den im — sozusagen: „echten“ — Lebenswerk Nietzsches vorhandenen Wider-



sprüchen hingegen geht Kiss mit großer Einfühlsamkeit nach und gibt vielseitige Interpretationen der zur Debatte stehenden Texte.

Endre Kiss sieht Nietzsche als kritischen Positivisten, als Wissenschaftsphilosophen, ein Aspekt, der nicht nur für die ungarischen Leser neu sein muß, da die positivistischen Ansätze des Philosophen von der vermeintlichen Fachliteratur im Laufe der Zeit immer konsequenter übersehen worden sind, und sich das Image vom antiwissenschaftlichen, irrationalen, antipositivistischen und metaphysischen Nietzsche im Allgemeinbewußtsein durchsetzte. Dabei war der Perspektivismus Nietzsches dermaßen ausgereift und beinhaltete eine so große Zahl von ausbaubaren gedanklichen Ansätzen, daß diese nach seinem Tode durch konsequentes Weiterdenken zur Grundlage der Ausbildung neuer Bereiche der modernen Gesellschaftswissenschaften wurden. Als wichtige Grundlage seines Vorgehens nimmt Kiss die zentrale Analyse von Teilen von Nietzsches *Menschliches*, *Allzumenschliches* vor, da dieses Werk gerade zwischen den Jugend- und den späten Schriften steht.

Zusammenfassend zu dem Ergebnis der Darstellung in dieser Monographie kann man eigentlich nur die Bemerkung des Verfassers selber paraphrasieren, nach dem der auf den ersten Blick vielleicht als glänzend-verführerischer Mephisto erscheinende Nietzsche sich zum Abschluß der Forschungen letztlich als ein tragischer Faust erwiesen hat, der Verantwortung für alles empfand und eben deshalb alles in Frage stellte, oder wie Georg Simmel es formulierte, indem er darauf verwies, daß Nietzsches Meinung gar nicht derart paradox sei wie seine Ausdrucksform.

*Gábor Kerekes*  
(Budapest)

**Claudia Roosen: Helden der Krise in den Erzählungen Arthur Schnitzlers. — Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Peter Lang 1994. 174 S. (= Europäische Hochschulschriften Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 1443.)**

Abenteurer, Narzißten, Lebenskünstler, Dilettanten und unglücklich Verliebte bevölkern die Welt von Schnitzlers Fiktion. Gestalten, die trotz zwanghafter Versuche ihre Normalität zu beteuern, labil, verwirrt und neurotisch sind. Ihr Leben ist so zerbrechlich, daß sie schon durch die kleinste Veränderung aus der Bahn geworfen werden und es reicht ein unüberlegtes Wort oder eine Laune, um sie vollständig zu zerstören. Claudia Roosens Studie untersucht die psychologischen Momente, die diese Helden Schnitzlers in den Untergang führen. Sie sucht Antwort auf die Frage, was für Impulse die seelische Zersplitterung und schließlich die Niederlage und Auflösung der Figuren verursachen. Das hier vorliegende Buch ist in drei große Abschnitte gegliedert, die in kürzere Kapiteln unterteilt sind. Der erste Abschnitt ist ein allgemein gehaltener, sozusagen einleitender Teil, der sich mit den labilen Helden und ihrer Umgebung, mit Klischees und deren Nutzen, Deutungsmöglichkeiten und wichtigen, aus der Wiener Moderne kommenden Einflüssen beschäftigt. Ein kurzer Überblick über die damaligen literarischen Strömungen und ihre auch für Schnitzlers Schaffen wichtigen Vertreter, sowie eine Umschreibung des Begriffs „Wiener Moderne“ bringen dem Leser das Wien der Jahrhundertwende näher. Wir erfahren, wie Schnitzler die typischen Figuren und Kulissen eines „Lustspiels mit Lokalkolorit“ (S. 1) als Rahmen für die Darstellung der dunklen Seite des Lebens verwendet, woran seine Gestalten letztendlich zugrunde gehen. Die psychische Disharmonie, bedingt durch den

Mangel an Sicherheit und Glück, wird von Claudia Roosen als ein Grundthema von Schnitzlers Werken hervorgehoben.

Die Kritik stempelt Schnitzlers Werke gerne mit dem Begriff „Dekadenzliteratur“ ab; er wird als der typische Repräsentant der Fin-de-Siècle-Literatur betrachtet, was Roosen ablehnt, indem sie behauptet, daß Schnitzler in seiner Fiktion gerade diese Stilrichtung parodisiere und kritisiere. Um aber das tun zu können, benötige er eben die Klischees, deren Verwendung ihm von Kritikern vorgeworfen wird. Der erste Abschnitt der Studie erörtert auch Schnitzlers überaus „präzisen“, „sachlichen“ und „skeptischen“ Schreibstil und seine Arbeitsmethode. Die Autorin stellt fest, daß Schnitzler seine Figuren in verschiedenen Situationen testet, und beobachtet, welche Wirkung sie aufeinander ausüben. Bleibt die Wirkung aus, verwirft er die Idee und sucht nach neuen Konstellationen. Als eine von Schnitzler favorisiertes Verfahren führt Roosen mit Recht den inneren Monolog an, mit dem der Dichter intimste Gedanken und den Eindruck von Spontaneität und Echtheit vermitteln kann.

Auf den allgemein einleitenden Abschnitt folgt der ausführlichere zweite Teil, der sich mit einzelnen Werken beschäftigt, um in ihnen den entscheidenden Moment der psychischen Umwandlung, den „subversiven Augenblick“ bestimmter Figuren auch konkret aufzeigen zu können. Roosen behandelt *Anatol*, *Casanovas Heimfahrt*, *Leutnant Gustl*, *Fräulein Else*, *Flucht in die Finsternis*, *Therese — Chronik eines Frauenlebens* und *Spiel im Morgengrauen*. Schnitzlers leichtlebige, kern- und wurzellose Figuren leben alle in einer Welt der Illusionen, da sie die innere Leere und Einsamkeit mit Selbsttäuschung, die sich sogar zu Wahn entwickeln kann, kompensieren wollen. In ihrer Sehnsucht nach Integrität verfolgen sie Wunschbilder, passen sich bis zur Selbstaufgabe den Umständen an, und verlieren jeden Sinn für die Realität. Es sind „Augenblicksmenschen“ (S. 45) ohne Geschichte.

In dem dritten und letzten Abschnitt werden Phänomene wie Gesichtsverlust und der subversive Augenblick unter die Lupe genommen. Gesichtsverlust ist ein häufig wiederkehrendes Motiv in Schnitzlers Fiktion. Die Helden fürchten ihr Gesicht zu verlieren und wollen deshalb vor den anderen in jeder Situation gut dastehen, welcher Versuch zuweilen bis ins Ironische gesteigert wird. Der subversive Augenblick, den Roosen in den einzelnen Werken zu fassen versucht, kommt immer dann, wenn die Helden ihre Wünsche und Ängste als selbständige Mächte wahrnehmen und die Warnung der Seele nicht beachtend, sich von ihrem Wahn erfassen lassen, das kann entweder langsam (bei Casanova) oder schnell (bei Fräulein Else) vor sich gehen. Wenn die „Nachtseite des Ich“ (S. 165) zum Vorschein kommt, werden der bis dahin verdrängte Sadismus, die Todessehnsucht, der Haß, die Rohheit und der Wahnsinn des Menschen enthüllt.

Im allgemeinen läßt sich über Roosens Studie sagen, daß nach Ansicht der Autorin in Schnitzlers Werken sich das Wesentliche in der Seele der Helden abspielt, und sie unterstützt ihren Hauptgesichtspunkt durch die Hervorhebung verschiedener Einflüsse, die von Hermann Bahr, Sigmund Freud und Ernst Mach stammen. Jedoch ist zu bemerken, daß es Roosens Buch an einer eindeutigen Aufgabenstellung mangelt, was sich vor allem darin ausdrückt, daß der Aufbau des Werkes nicht systematisch genug ist. So werden bestimmte Themen an unterschiedlichen Stellen wiederholt aufgegriffen, wodurch der Eindruck entsteht, daß der Leser es eher mit aneinandergereihten Aufsätzen als mit einem klar gegliederten Werk zu tun hat.

Silvia Ritz  
(Budapest)

## Heinz Lunzer und Victoria Lunzer-Talos: Joseph Roth. Leben und Werk in Bildern. — Köln: Kiepenheuer und Witsch 1994. 279 S.

Einen Schriftsteller im Bilderbuch darzustellen ist immer eine dankbare und interessante Aufgabe. Man muß nur die Bilder aus dem Nachlaß den verschiedenen Lebensstationen zuordnen, thematisch aneinanderreihen, Portraits der Zeitgenossen, Freunde einsammeln usw. So stellt man sich allerdings einen gewöhnlichen Bildband vor. Das Leben und Werk von Joseph Roth in Bildern darzustellen ist eine Herausforderung grundsätzlich anderer Art. Joseph Roth ist nicht jener „gewöhnliche“ Schriftstellertyp, der irgendwo geboren wurde, sein Studium machte, ein bißchen in der Welt herumreiste, dann in seine Heimatstadt zurückkehrend als Angestellter vielleicht in der Stadtverwaltung alt wurde und als glücklicher Großvater eines sanften Todes starb. Roths „ungewöhnliches“ Leben vereinigte Kulturen, Völker, historische Epochen, verschiedene Länder und Persönlichkeiten, so muß auch das Bilderbuch eines ungewöhnlichen Mannes überdurchschnittlich reich sein. Mit großer Feingefühlichkeit werden die Bilder zu den wichtigsten Lebensstationen und Bereichen Roths zusammengestellt. Im ersten großen Kapitel wird man nicht nur mit den Familienfotos vertraut, sondern es entfaltet sich ein buntes und vielfaltiges Bild des osteuropäischen Judentums, mit all seinem Charme, seiner Rätselhaftigkeit und seinem Zauber (*Galizien*). Besonders passend ist zu diesem Kapitel der primäre Roth-Text: *Erdbeeren*. Die Erzählung vermittelt die gleiche Atmosphäre, die auch von den Bildern dargestellt wird, es vermischen sich innere Erfahrungen des Kindes mit Beschreibungen des damaligen Brody, das bis heute völlig verschwunden ist. Besonders lebensnah rückt das Studium, der Militärdienst und der Krieg durch die Abbildung des eigenhändig ausgefüllten Inskriptionsformulars (für das Sommersemester 1914 an der Universität Wien), sowie Roths Mitschrift aus der Vorlesung „Geschichte des deutschen Romans im 18. Jahrhundert“ oder die Eintragung in der Liste einer Wiener Musterungskommission. Die Liste veranschaulicht übrigens auch den Begriff Monarchie: um Roth herum kamen seine Namensverwandten aus allen Ecken des riesigen Landes, aus Nagyszeben (Sibiu/Hermannstadt), Baja, Torontal, Drohobycz, Przemysl, Korneuburg, usw. Zum äußeren Lebensweg parallel wird auch die schriftstellerische Laufbahn, angefangen um 1919-20 in Wien, dann in Berlin zwischen 1920 und 1925, dargestellt. Nicht nur Kopien von Artikeln und Titelblätter von Erstausgaben, sondern auch die Bilder der Autorenkollegen und Freunde markieren diesen Lebensabschnitt. Ein nur sehr schwer rekonstruierbares Verhältnis zu seiner Frau Friedl wird durch Briefe, und Privatfotos nachvollzogen. In die Zeit von 1923 bis 1933 fällt Roths intensivste journalistische Tätigkeit, parallel zu seinen ersten Erfolgen als schöngeistiger Schriftsteller, die in den Kapiteln *Starjournalist 1923-1927; Juden auf Wanderschaft; Starjournalist 1927-1933; Berühmter Journalist — Berühmter Schriftsteller?* geschildert sind. Der „Starjournalist“ wird als „rasender Reporter“ mal hier, mal dort fotografiert, er arbeitet für verschiedene Zeitschriften, unter anderen für die *Frankfurter Zeitung*. Als Korrespondent dieser Zeitung verbrachte er längere Zeit in Frankreich, später unternahm er Reisen in die Sowjetunion, nach Jugoslawien, Albanien, Polen und Italien. Die Erträge dieser Fahrten wurden in Form von Reiseberichten in der *Frankfurter Zeitung* publiziert, die spätere, mehr essayistische Reisereportage *Juden auf Wanderschaft* wurde in Buchform veröffentlicht. Handschriftliche Notizen, Städteansichten sind Zeugen dieser Epoche, das interessanteste Dokument unter ihnen ist vielleicht die Bescheinigung des sowjetischen Volkskommissariats für auswärtige Angelegenheiten, in der bestätigt wird, daß „Josef Roth in der Abteilung für Presse und Information als Korrespondent ordnungsgemäß registriert ist“. Vielleicht noch interessanter ist die

Abbildung der Rückseite dieser höchstoffiziellen Bescheinigung, auf der Roth private Notizen über gängige Lebensmittelpreise in Moskau, sowie eine Karikatur festhielt.

Roth schloß am 3. Juli 1929 einen Vertrag mit dem Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin (*Autor beim Gustav Kiepenheuer Verlag*). Diese — vielleicht die fruchtbarste — Zusammenarbeit mit einem Verleger dauerte bis zum Machtantritt der Nationalsozialisten, nach dem Roth Deutschland verlassen und damit auch alle Verträge mit den deutschen Verlagen kündigen mußte. Bei Kiepenheuer erschienen seine größten Werke, die zwei markantesten Roth-Romane: *Hiob* (1930) und *Radetzkymarsch* (1932). Die Entstehung und Wirkungsgeschichte wird durch zahlreiche Zeitdokumente veranschaulicht.

Der letzte Lebensabschnitt Roths im Exil wurde vom Schicksal der Heimatlosen, ewig Wandernden geprägt. Als würde Roth eine seiner rastlosen Figuren selbst spielen, wandert er von einer Stadt in die andere, von einem Verlag zum anderen, wechselt einen Freund nach dem anderen. Die briefliche und persönliche Freundschaft mit Stefan Zweig gibt vorübergehend Sinn für diese Jahre, aber auch er kann ihn nicht mehr vom tiefsten Abgrund des Alkoholismus schützen. Sehr anschaulich zeugen die im Band abgebildeten und abgeschrieben Briefe aus der Korrespondenz zwischen Roth und Zweig, sowie vielen anderen Schicksalsgenossen im Exil über jene innigen Kontakte, die das Gefühl von Heimatlosigkeit erträglicher machten. Besonders oft kommt unter den Bildern und Dokumenten das Hotel Foyet in Paris vor, das ab 1927 das bevorzugte Domizil von Roth war, bis es 1937 abgerissen wurde, was oft auch in verschiedenen Roth-Werken vorkommt (z. B. in *Die Flucht ohne Ende*: „An der Ecke war ein Hotel, ein Hotel wie ein Laden.“) Roth fühlte sich in dieser Gegend, in einer Umgebung von einfachen Häusern und Leuten, geborgen und verweilte gerne hier. Während die Arbeiter das Hotelgebäude abrissen, saß er im gegenüberliegenden Café und nahm mit Wehmut von seiner ehemaligen Wohnstätte Abschied. Der Abschied ist zugleich ein Abschied von der Vergangenheit, ja sogar vom Leben. Zwei Jahre später war Joseph Roth tot. In einem autobiographischen Feuilleton *Rast angesichts der Zerstörung* wird der Abschied von der vertrauten Umgebung und vom Leben zugleich folgendermaßen formuliert: „Gegenüber dem Bistro [dem Café *Le Tournon*], in dem ich den ganzen Tag sitze, wird jetzt ein altes Haus abgerissen, ein Hotel, in dem ich sechzehn Jahre gewohnt habe — die Zeit meiner Reisen ausgenommen. Vorgestern stand noch eine Mauer da, die rückwärtige, und erwartete ihre letzte Nacht. [...] An der einzigen Wand erkannte ich noch die Tapete meines Zimmers, eine himmelblaue, zart goldgeäderte. [...] Und mit Gepolter stürzte die Mauer ein. Eine weiße dichte Wolke aus Kalk und Mörtel verhüllte das Ganze. [...] Jetzt sitze ich gegenüber dem leeren Platz und höre die Stunden rinnen. Man verliert eine Heimat nach der anderen, sage ich mir. Hier sitze ich am Wanderstab. Die Füße sind wund, das Herz ist müde, die Augen sind trocken. Das Elend hockt sich neben mich, wird immer sanfter und größer, der Schmerz bleibt stehen, wird gewaltig und gütig, der Schrecken schmettert heran und kann nicht mehr schrecken. Und dies ist eben das Trostlose.“ Das letzte Bild, das den Band schließt, kreist im hundertsten Jubiläumsjahr seiner Geburt durch die ganze Welt. Es wurde in Ostende 1936 in der Tischgesellschaft mit Stefan Zweig aufgenommen und zeigt den gebrochenen Joseph Roth mit einem vom Alkohol geschwollenen Gesicht, als ob er soeben sagen wollte: „Und dies ist eben das Trostlose ...“

Péter Varga  
(Budapest)



**Julius H. Schoeps: Theodor Herzl. 1860-1904. Wenn Ihr wollt, ist es kein Märchen. Eine Text-Bild-Monographie. — Wien: Brandstätter 1995. 224 S.**

Im Jahr 1996 feiert die jüdische Welt das hundertjährige Jubiläum des utopischen Romans von Theodor Herzl: *Der Judenstaat*. Dieses Jubiläum ist aber gleichzeitig ein welthistorisches Ereignis, denn aus dem einstigen Traum wurde Realität, die Gründung des Staates Israel hat die Weltkarte verändert. Die Text-Bild-Monographie von Julius Schoeps illustriert nicht nur das Leben Herzl's anschaulich, sondern dokumentiert auch die jüdische und europäische Zeitgeschichte zu den Lebzeiten von Herzl. Der im Jahre 1860 in Budapest geborene, und 18 Jahre in seiner Geburtsstadt lebende *Herzl Tivadar* führte ein gewöhnliches, durchschnittliches Leben einer emanzipierten und beinahe assimilierten ungarisch-jüdischen Familie. Für seine Familie und daher für ihn selbst bedeuteten die religiösen Sitten und Bräuche bis auf ein Minimum ziemlich wenig. Die Bilder der Budapester Jahre gewähren uns einen Einblick in das assimilierte großbürgerliche Familienleben, die angeführten Zitate vom Biographen Alex Bein sind passende Begleittexte: „Das jüdische Leben im Hause war, wie es bei assimilierten oder sich assimilierenden Familien zu sein pflegt. Man hielt die wesentlichen Gebräuche, die Feste wurden in traditioneller Weise begangen.“ (S. 22) Der Weg des erfolgreichen, jedoch durchschnittlichen Journalisten und Feuilletonisten gelangte aber unerwartet zu einem entscheidenden Wendepunkt, der ohne Übertreibung als historischer Wendepunkt bezeichnet werden kann. Es handelt sich um die Dreyfus-Affäre, die von der zionistischen Legendenbildung schon längst überstilisiert wurde, für Herzl jedoch wichtiger Anstoß, seine bürgerlich-mittelmäßige Laufbahn grundsätzlich zu verändern. Schoeps schreibt: „Einiges deutet darauf hin, daß der Prozeß gegen Alfred Dreyfus, der angeklagt worden war, Landesverrat begangen zu haben, tatsächlich der Anlaß war, daß aus dem assimilierten Wiener Caféhausliteraten und Bühnenschriftsteller der Begründer der zionistischen Bewegung wurde.“ (S. 68) Die abgebildeten Briefe, Zeitungsartikel, die Fotos von den ersten Zionistenversammlungen in Basel sind wichtige Zeitdokumente des Werdeganges der Bewegung, die mit dem Tod von Herzl nicht nur nicht ablebte, sondern mit erneuter Kraft aufblühte, als ob seine Nachfolger die prophetischen Worte: „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“ ausführen wollten. Herzl notierte in sein Tagebuch während des ersten Zionistenkongresses in Basel den berühmt gewordenen Satz: „Fasse ich den Baseler Congress in ein Wort zusammen — das ich mich hüten werde öffentlich auszusprechen — so ist es dieses: in Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein unverselles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es Jeder einsehen.“ (S. 130) Mit der Gründung des Staates Israel 1948 gingen seine Worte wie eine Wahrsagung in Erfüllung, genau wie er es prophezeit hatte. Das Bildbuch folgt dieser Entwicklung bis zum Tod Herzl's im Jahre 1904, im Epilog wir aber das „Märchen“ bis zum Ende erzählt. Der Band ist ein schönes Andenken nicht nur an das hundertjährige Werk *Der Judenstaat*, sondern auch an das zeitlose Lebenswerk Herzls.

Pius Varga  
(Piliscsaba)

**Theresia Klugsberger – Christa Gürtler – Sigrid Schmid-Bortenschlager (Hrsg.): Schwierige Verhältnisse. Liebe und Sexualität in der Frauenliteratur um 1900. — Stuttgart: Akademischer Verlag 1992. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 262) 194 S.**

Der vorliegende Band dokumentiert das Ergebnis eines zweisemestrigen Projektstudiums mit dem Titel *Übergänge*, das 1989/90 am Institut für Germanistik der Universität Salzburg stattgefunden hat. Unter den zehn Teilnehmerinnen dieses Projekts waren auch talentierte Nachwuchsgermanistinnen, die zum Zeitpunkt des Seminars mit der Niederschrift einer Diplomarbeit oder Dissertation aus diesem thematischen Rahmen beschäftigt waren. Die Leitung des Projektes durch österreichweit namhafte Germanistinnen an der Salzburger Universität garantiert sein hohes literaturwissenschaftliches Niveau in Form und Inhalt, was auch die sachkundige Anwendung der modernsten interpretatorischen Methoden demonstriert. Ein feministischer Aspekt, resultierend aus der Korpuswahl, kennzeichnet die Methode der Verfasserinnen: ausgewählt wurde aus der literarischen Vielfalt der Jahrhundertwende eine eher als zweitrangig interpretierte Primärliteratur von Frauen, die im allgemeinen Bewußtsein mit der Bezeichnung teils des Trivialen, teils des emanzipatorisch Tendenziösen behaftet ist: Maria Peteani, Minna Kautzky, Lou Andreas-Salome, Marie Eugenie delle Grazie, Wanda von Sacher-Masoch, Irma von Troll-Borostyáni, Rosa Mayreder und Maria Janitschek.

Die Mentalität der modernisierenden Epoche ist durch die Herausbildung eines neuen ethischen Weltbildes und durch die ständige Auseinandersetzung mit dem Problem der Liebe und der Sexualität gekennzeichnet. Die analysierten Werke der genannten Autorinnen, ihre Ideenwelt, bezeugt den existenten Gegenpol zu den von der „Weiberverachtung“ durchdrungenen Thesen Weiningers und seiner Anhänger und zu dem Schein der bürgerlichen Doppelmoral, die die Frau in den Hintergrund zu verdrängen verstanden hat. So erfüllt dieses Projekt weitgehend sein Ziel, ohne Befangenheit den weiblichen Pol des literarischen Spektrums der Jahrhundertwende zu präsentieren, dessen Tugenden und Mängel darzustellen, ohne ihn mit dem Werk der „männlichen Kollegen“ zu konfrontieren oder zu überinterpretieren. „Die Schritte von durchaus positiver Betroffenheit zu nötiger Distanz“ wurden zurückgelegt, so erhält der Leser ein relativ objektives Bild von Autorinnen der Jahrhundertwende. In den Beiträgen tut sich außer dem Reiz der faszinierenden thematischen Neuheit auch der Spaß der Verfasserinnen und die Begeisterung, mit der sie dieses Projekt begleiteten, kund.

Schmid-Bortenschlager, die Verfasserin des ersten Beitrages, bietet einen kurzen allgemeinen Überblick über die Variationen des Topos „alter Mann — junge Frau“, wobei sie die Darstellung des Systems der Versorgungsehe außer bei den genannten, noch bei mehreren anderen Autorinnen und Autoren, wie bei Ebner-Eschenbach, Saar, Fontane, untersucht und zur Folgerung gelangt, daß die Konventionsehe als ein kultur- und sozialgeschichtliches Phänomen notwendigerweise ihren Niederschlag in der Literatur finden mußte und bei einigen Autoren (Fontane, Saar, Troll-Borostyáni) als gesellschaftliches Symbol für die Opposition „alte und neue Zeit“ steht, bei anderen (Ebner-Eschenbach, Sacher-Masoch) als emotionales Symbol psychologische Dimensionierungen erfährt. Ihr Beitrag hat einen kontrastiven Charakter, läßt aber zahlreiche Probleme offen, was jedoch wegen der Knappheit der Interpretation und der summarierenden Art der Betrachtung verständlich ist.

Die anderen Beiträge weisen eine Orientierung an ein oder zwei Werken auf, was einen detailliert explizierten Gedankengang und eine vertiefte Deutung ermöglicht.

Zwei Tendenzen der Rezeption und Kritik der analysierten Autorinnen lassen sich differenzieren:

1. Klugsberger, Plöchl, Enzenhofer, Pimingstorfer, die sich mit Troll-Borostyáni, Peteani, Kautzky und Mayreder befaßten, hofften, nicht nur Frauenrechtlerinnen zu entdecken. Die enge ideologische Verquickung von Troll-Borostyáni, Peteani, Kautzky und Mayreder mit der Emanzipationsbewegung läßt in ihren Werken eine notwendige Einfachheit der Erzählstrukturen zu, so daß die ästhetische Wertung nicht über den Begriff der Trivialität hinausgehen konnte. Die literarische Umsetzung der Ideen der Frauenbewegung erfordere im Interesse der wirkungsvollen Rezeption eine gewollte Simplizität und demgemäß unterwerfen sich die belletristischen Versuche der erwähnten Theoretikerinnen didaktischen Überlegungen. Überzeugend demonstriert wird diese These in der präzisen Studie von Alexandra Enzenhofer, indem sie theoretische und fiktionale Texte der Troll-Borostyáni einander gegenüberstellt. Die Entdeckung und die Deutung des Schaffens dieser Salzburger Autorin durch Enzenhofer beweist das Vorhandensein emanzipatorisch-ideologischer Gesinnung in der Literatur auch außerhalb Wiens. Laut der anthropologischen Ethik dieser vielseitig gebildeten Frau wird der Mensch auf empirischen Grundlagen in seiner natürlichen Beschaffenheit als geistig-sinnliches Wesen erfaßt. Dieser Doppelnatur zufolge entsprechen Liebe und Sexualität dem psychischen und dem physischen Bedürfnis des Menschen, wobei die geistige Liebe eine innere Vervollkommnung erzielt. Durch Erziehung verbindet sie sich mit dem Sexualtrieb, der einerseits einen maßvollen Geschlechtsgenuß, andererseits die Fortpflanzung und Weiterentwicklung des menschlichen Geschlechts zur Folge hat, somit ins Konzept der Evolutionslehre paßt. In Anlehnung an ihre theoretische Grundlage thematisiert Troll-Borostyáni in starker didaktisch-aufklärerischer Dimension die Frage der Erziehung und plädiert für „wahre Liebe“, die die Ambivalenz von Geist und Sinnlichkeit miteinander in Einklang bringt.
2. Bei Delle Grazie, Andreas-Salome, Sacher-Masoch und Janitschek, mit denen sich Höftberger, Gürtler, Schackmann, Lettner und Pimingstorfer auseinandersetzten, konnte das Ästhetische gegenüber dem Ideologischen dominieren, trotzdem verfielen diese Autorinnen einem Verdikt, das sie in den historischen Hintergrund drängte. Delle Grazie, Andreas-Salome, Sacher-Masoch und Janitschek stehen mit dem Begriff des Feminismus eher indirekt und unbewußt in Verbindung, nur insofern, als sie als Künstlerinnen in einer radikal verwandelten Welt- und Wertordnung die zertretene menschliche Würde der Frau in ihrer intimen Sphäre sensibler erfaßten und für ihre neue würdigere geistige und soziale Stellung im Sinne eines neuen ethisch-humanistischeren Ideals plädierten.

Diese Gruppe der Interpretationen krönt der Aufsatz von Christa Pirmingstorfer, eine vergleichende Darstellung der Minna Kautzky und der Lou Andreas-Salome. Im Fall dieser Autorinnen konstatiert Pirmingstorfer sowohl einen ideologischen Zwiespalt zwischen der sozialistisch eingestellten Kautzky und der bürgerlich-liberal gesinnten Andreas-Salome als auch eine auf sozialen Grundlagen basierende Ambivalenz der Frau zwischen Liebe und Beruf. Der Vergleich entscheidet in künstlerisch-ästhetischer Hinsicht eindeutig für Andreas-Salome. Die Romane von Kautzky waren damals nur in Arbeiterbibliotheken erhältlich, und auch noch heute können sie, wie aus dem Aufsatz hervorgeht, wegen ihrer stark ideologisch-belehrenden Tendenz als nichts anderes als kulturelles Beiwerk der proletarischen Frauenbewegung angesehen werden. Andreas-Salome, eine hochgebildete Frau, hatte mit den bedeutendsten Intellektuellen wie Schnitzler, Rilke, Freud und Nietzsche persönliche Kontakte. Obwohl sie nie der Frauenbewegung angehörte, erfassen ihre Werke die das weibliche Geschlecht bewegenden Probleme ihrer Zeit. Sie, als eine Anhängerin der psychoanalytischen Thesen

Freuds, thematisiert am radikalsten und am tiefsten die ambivalenten Gefühle der Liebes- und der Sexualempfindung der Frau. Die auf Assoziationen, Stimmungen beruhende äußere und innere Vergegenwärtigung der Figur Fenitschka in der gleichnamigen Erzählung zeigt einerseits die Verbindung Andreas-Salomes mit einer Schnitzerschen Technik, andererseits bezeugt die prächtig ausgeführte Gestaltung des Stoffes, die ab und zu angewandte Traumsymbolik die ästhetische Kompetenz der Autorin. Somit erreicht Pimिंगstorfers vorzügliche Interpretation eine positive Revision der literarischen Wertung Andreas-Salomes.

Der Band hat seine ursprüngliche Zielsetzung, Neues aus der Literaturszene der Jahrhundertwende zu entdecken, weit überschritten, indem durch die einzelnen Interpretationen in manchen Fällen ein positives, meist ein reales Bild der Frauenliteratur entstanden ist, das in Zukunft sicher noch ein weiteres Feld der Diskussion impliziert.

Anikó Zsigmond  
(Szombathely)

### **Hans Richter: Franz Fühmann. Ein deutsches Dichterleben. — Berlin und Weimar: Aufbau Verlag 1992. 407 S.**

Franz Fühmann (1922-1984) war eine prominente Persönlichkeit der DDR-Literatur. Das Buch von Hans Richter — Professor i. R. der Jenaer Friedrich-Schiller-Universität — ist die erste bedeutsame, mit wissenschaftlichem Anspruch geschriebene Zusammenfassung von Fühmanns Leben und Werk.

Auf der ersten Seite des Buches ist ein Spät-Portrait Fühmanns zu sehen. Die Arme sind in den Schoß gefallen, die Unterarme bilden ein Kreuz, der gebrochene Blick weilt in der Ferne. Auf dem schwarzen Umschlag ist ein feuerrotes Kreuz, das von Golgotha, dahinter der schwarze Abdruck des Hakenkreuzes. Fühmanns Kreuz — das Kreuz einer Generation. Der Untertitel von Richters Buch könnte auch so lauten: Ein deutsches Menschenleben. Der Autor analysiert nicht nur die Werke des Dichters sachkundig, sondern er stellt zudem den Hintergrund der Werke, nämlich Fühmanns Leben, authentisch vor; ein Leben, ein Schicksal, das seinen Träger tödlich verwundete und in den Staub warf. Richter zeichnet die Laufbahn des Dichters entlang bestimmter Bruchlinien: er gliedert die Monographie nach den Jahreszahlen, die zu den Meilensteinen von Fühmanns Leben geworden sind. Die Chronologie wird allerdings einmal unterbrochen: das Kapitel, in dem Fühmanns letztes Jahr abgehandelt wird, befindet sich am Anfang des Buches. Dieser willkürlich erscheinende Kunstgriff steht im Zusammenhang mit der bereits erwähnten Photographie Fühmanns, die an der Spitze der Monographie als Motto aufzufassen ist. Durch diese Umstellung gewinnt das Werk eine besondere Spannung.

Fühmann, wie viele von seinen Zeitgenossen, geriet in den dreißiger Jahren unter den Einfluß des Faschismus und dann in den Bannkreis des Kommunismus. Der drastische Bruch mit der Nazi-Ideologie und später die langsame und schmerzhaft erkannte Erkenntnis, daß die kommunistische Idee sich nicht als tragfähig erwies, haben den Dichter, der für seine Überzeugung hart mit sich selbst gerungen hatte, unheilbar verwundet. Sein Zweifeln bezog sich in den achziger Jahren nicht mehr auf die Verwirklichung der neuen Gesellschaftsordnung, sondern auf die Zukunft der Menschheit. Während der finsternen Kämpfe um seine Ideale flammten manchmal Lichter auf, die Fühmanns Gesinnung erhellten und seine schöpferische Kraft neu belebten — so wurden unter anderen das Ungarn-Tagebuch *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens* (1973) und das Trakl-Buch *Vor Feuerschlünden* (1982) geboren —, in seinen



letzten Jahren schuf er schließlich resigniert außergewöhnliche Märchen, die beredt von seiner weinenden Sehnsucht auf Hoffnung erzählen.

Eine der Kardinalfragen von Richters Buch ist die Heimatlosigkeit des Dichters, die sich in ständigen Beheimatungsversuchen ausdrückte. Fühmann ist 1922 in Rochlitz an der Iser geboren. Dieses böhmische Dorf wurde nach dem ersten Weltkrieg bzw. der Auflösung der Österreichisch-Ungarischen Monarchie unter dem Namen Rokytnice nad Jizerou ein Teil der frischgeborenen Tschechoslowakischen Republik. Hans Richter ist 1928 in der naheliegenden Stadt Reichenberg geboren, die auf den heutigen Karten mit dem Namen Liberec bezeichnet wird. Die Kompetenz und Beschlagenheit des Jenaer Professors ist also nicht zu bestreiten, wenn er über die Kämpfe des Menschen und Dichters schreibt, der als deutscher Muttersprachler teilweise unter österreichischen Traditionen aufgewachsen ist, und der dann in einem 'Halb-Deutschland' seine Identität sucht.

Statt des verlorenen — und aus politischer Einsicht verleugneten — böhmischen Vaterlands wählt Fühmann eine neue „gesellschaftliche Heimat“. Sein „politisches Zuhause“ in der DDR wird die National-Demokratische Partei Deutschlands. Mit diesen abstrakten, symbolhaften Heimaten kann er sich jedoch nicht abfinden: 1967 macht er sich auf den Weg, um Preußen wirklich kennenzulernen und sich dort einzuleben — *Auf den Spuren Fontanes* (1967). Seine Beheimatung auf dem preußischen Boden erweist sich aber schnell als Utopie. 1974 unternimmt er, allerdings mit anderen Dimensionen, einen ähnlichen Versuch: er treibt sich unter der Erde, in Bergwerken herum, er sammelt Erfahrungen, Materialien für sein angestrebtes Hauptwerk — der Roman bleibt jedoch unvollendet.

Nachdem er in der preußischen Landschaft, in der preußischen Umgebung keine Heimat für sich gefunden hatte, und die Verwirklichung der neuen Gesellschaft auch gescheitert war, wurde ihm die Unveränderbarkeit seiner Heimatlosigkeit allmählich schmerzhaft bewußt. Vielleicht flüchtete er wegen dieser Mißerfolge immer mehr in eine geistige Heimat, ins Land der Musen. Er war ein leidenschaftlicher Sammler von Kunstgegenständen und Büchern und besaß die besondere Empfindsamkeit, sich in die Werke anderer Künstler hineinzufühlen. Er hatte einen lebendigen Kontakt zur bildenden Kunst und zur Dichtung anderer Völker — seiner fruchtbaren Übersetzertätigkeit hat auch die ungarische Literatur viel zu verdanken. 1958 hat er seine Werkstatt in Märkisch-Buchholz — außerhalb Berlins — eingerichtet. Das bescheidene Waldhaus und die mit Bücherregalen vollgestopfte Literaturwerkstatt-Garage — spärliches Licht, Thermosflasche, Campingtisch mit Schreibmaschine — haben nur dem Geist Komfort angeboten. Der Mensch ist aber weiterhin heimatlos, einsam geliebt.

Der einzige Mangel der Monographie ist vielleicht der Mangel von Fühmanns Leben selbst — über das Privatleben des Dichters spricht Richter mit der Wortkargheit eines Personenstandregisters: 1950 heiratet er die aus Schlesien übersiedelte Arbeiterin Ursula Böhm, 1952 wird ihr einziges Kind Barbara geboren, die ihnen später ein Enkelkind schenken wird. Dieser Mangel ist umso augenfälliger, da sich der Autor bei der Darstellung von Fühmanns Kindheit mit dem familiären Hintergrund des Dichters — mit den Persönlichkeiten der Eltern und ihrem Verhältnis zueinander — ausführlich und tiefgehend auseinandersetzt. Die weiteren persönlichen Angaben über Fühmanns Erwachsenenleben ließen es einerseits zu, den Menschen Fühmann differenzierter zu sehen, andererseits würde dem Leser eine vertiefte Interpretation der Werke des Dichters ermöglicht. Die Kenntnis mancher Details aus dem Privatleben Fühmanns wären z. B. äußerst nützlich für die Analyse seiner Frauendarstellungen. Ebenso würden sie mehr Licht werfen auf das von ihm gezeichnete Mann-Frau-Verhältnis, sowie auf die in seinen Werken offen oder verborgen auftretende Erotik.

Der wissenschaftliche Wert der vorliegenden Monographie wird erhöht durch die am Ende des Buches stehende biographische Zusammenfassung, die ausgewählte

Bibliographie von den Werken des Dichters und die sorgfältigen Anmerkungen. Über die philologische Bedeutung hinaus hat das Buch eine geistanregende Wirkung. Es beleuchtet die Problematik eines deutschen Dichter- und Menschenlebens, und bewegt somit den Leser, über die Problematik der aufgespaltenen deutschen Literatur und vieler entzweigebrochener Menschenleben nachzudenken.

Éva Laczó  
(Győr)

**Tamás Lichtmann (Hrsg.): Nicht (aus, in, über, von) Österreich. Zur österreichischen Literatur, zu Celan, Bachmann, Bernhard und anderen. — Frankfurt am Main, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Peter Lang Europäischer Verlag der Wissenschaften 1995. (= Debrecener Studien zur Literatur. Bd. I.) 319 S.**

Als erster Band der Schriftenreihe *Debrecener Studien zur Literatur* ist ein Band entstanden, der schon von seinem Erscheinungsbild erfreulich anspruchsvoll ist und Vorbild für ähnliche Publikationen anderer ungarischer Universitäten sein sollte und hoffentlich auch sein wird. Den Inhalt stellen Studien dar, die bereits als Beiträge zum Debrecener Germanistischen Symposium zur Österreichischen Literatur nach 1945 im Oktober 1993 auf dem Programm der Veranstaltung angekündigt worden waren.

Insgesamt 22 Beiträge folgen dem *Negation eines Landes in seiner Literatur* betitelten Vorwort Walter Fantas, das das Verhältnis der österreichischen Autoren zu ihrem eigenen Land und zu Deutschland betrachtet. Dabei faßt das Vorwort sehr prägnant die wesentlichen Fragen und Gesichtspunkte zusammen, die sich im Laufe der Lektüre des Bandes herauskristallisieren; so die des österreichischen Nationalbewußtseins und der österreichischen Nationalliteratur, deren Beschaffenheit und Anfang je nach Konzeption und Intention unterschiedlich veranschlagt werden können. Ebenso zusammengesetzt ist die Frage der zur österreichischen Literatur gehörenden bzw. für sie in Anspruch genommenen Autoren, da ja ein Großteil von ihnen nicht aus Österreich stammte und/oder nicht dort lebte. Und schließlich die Frage der Realitätsverweigerung, die sich in einer Reihe von Werken vordergründig als bloße Verneinung Österreichs zeigt, jedoch im Grunde die Annihilierung der Welt ist.

Der erste Themenschwerpunkt steht unter der Überschrift *Österreich: von Innen und Außen*, wobei es hier um die Frage der Nationswerdung Österreichs und um die der österreichischen Nationalliteratur geht. Während Robert Menasse in *Weil wir alle Österreicher sind! Kurze Geschichte der Nationswerdung Österreichs* durch Verweis auf historische Fakten und Umfragen unter den Österreichern zu dem Schluß kommt, daß das Nationalbewußtsein der Österreicher sich entschieden erst nach 1945 im Gegensatz zu den Deutschen definierte, versucht Karlheinz Auckenthaler in seinem Beitrag *Über österreichische Literatur schreiben? Gut. Aber wenn ich das wüßte, was diese ist! Ein Konzept zum österreichischen Literaturbegriff* die österreichische Literatur mit dem Babenbergerhof in Wien beginnen zu lassen, wobei er sich auf Josef Nadlers Studie *Die deutsche Dichtung Österreichs* aus dem Jahre 1936 stützt. Allerdings funktioniert dieses Konzept nur, indem Auckenthaler bei der Rückprojizierung des Beginns der österreichischen Literatur in Zeiten vor jedweder nationaler Denkweise die Literatur Österreichs — „im übertragenen Sinne“ (Auckenthaler) als „territorial-politische Dichtung“ definiert, denn „in Österreich bleibt die Dichtung stärker als anderswo in allem Wandel der äußeren Formen und inneren Motive Ausdruck des

staatlichen Werdens und Seins. Diese Bindung hebt sie von der deutschsprachigen Literaturentwicklung ab.“

Abgerundet wird der erste Teil des Bandes durch die „Außensicht“ auf die österreichische Literatur, indem Alexander Belobratow die *Österreichische Literatur nach 1945 aus russischer Sicht* und Eszter Kiséry die *Österreichische Literatur aus Sicht eines ungarischen Germanisten der Zwischenkriegszeit*, d. h. konkret vom Gesichtspunkt des von 1941 bis zu seinem Tode an der Debrecener Universität tätigen Germanisten Béla Pukánszky skizziert, der unvergängliche Verdienste bei der Erforschung und Verbreitung der österreichischen Literatur in Ungarn auch durch sein an dieser Stelle genauer betrachtetes ungarischsprachiges Buch *Die heutige österreichische Literatur* erworben hat. Sándor Komáromi stellt die Frage: *Noch österreichische Literatur?*, indem er die Nachkriegsautoren aus der Bukowina betrachtet, die auch noch nach dem Krieg eine vitale literarische Produktion in deutscher Sprache hervorbrachten, deren kultureller Zusammenhang mit den Traditionen der ehemaligen Monarchie nicht geleugnet werden kann.

*Paul Celan* stellt den zweiten Themenpunkt des Bandes dar. Mit ihm beschäftigen sich insgesamt drei Beiträge. Gábor Schein geht in *Zähle die Mandeln* Motiven in Celans Lyrik nach, deren Ursprung in der jüdischen Tradition zu finden ist, in *buk* untersucht Thomas Schestag wie die Bukowina bei Celan erscheint. Tamás Lichtmann schließlich betrachtet *Paul Celan und János Pilinszky als Dichter des Weltkandals und des Erlösungsanspruchs*, da zwischen den beiden Künstlern eine Geistesverwandtschaft, eine geistige und konstitutionelle Ähnlichkeit bestehe, die aufgrund der Interpretation einiger zentraler Motive — nämlich u. a. Schweigen, Auschwitz, Sprache als einziges Mittel, lautlos gegen die Vernichtung — aus den Lebenswerken mit ausführlichen und treffenden Beispielen plausibel belegt wird.

*Ingeborg Bachmann* steht im Mittelpunkt der Betrachtung des dritten Teils. Der *Aufbruch als Motiv bei Ingeborg Bachmann* beschäftigt Herbert Arlt, während Wilhelm Petrasch unter dem Titel *Aufbruch zur unüberschreitbaren Grenze* Betrachtungen zu Ingeborg Bachmanns Lyrik anstellt. In ihrer sehr anspruchsvollen Studie setzt sich Konstanze Fliedl schließlich mit der Frage *Natur und Katastrophe* auseinander. Bestimmte Topoi, so etwa jenes von Überschwemmung und Untergang in der Flut, kehren bei Bachmann immer wieder, die Naturdarstellungen sind bei ihr mit Krieg, biblischer Erinnerung — zurückweichendes Meer, Sintflut — und Weiblichkeit verbunden. Walter Fanta geht unter dem Titel *Rückkehr nach Kakanien* dem habsburgischen Mythos in der Prosa von Ingeborg Bachmann nach, und kommt zu dem Schluß, daß die weiblichen Figuren in den Prosatexten der Bachmann sich irrealer Hoffnungsgebilde errichten, deren Verwirklichung in der Realität jedoch unmöglich ist, so daß das Ausweichen auf die Wiederherstellung eines mythischen Urzustandes allein mit den Mitteln des Geistes und der Sprache als Quintessenz des habsburgischen Mythos bleibt. Schließlich untersucht in diesem dritten Teil des Bandes Gabriella Hima *Die Funktion der Dialogizität in der Aufdeckung der „verschwiegenen Geschichte“ in Malina*, wobei sie zunächst das Vorhandensein einer nicht erzählten, verschwiegenen Geschichte voraussetzt und diese dann aus den widersprüchlichen und labilen Stellen des Erzählten rekonstruiert.

Der derzeit wahrscheinlich bekannteste, meistgeliebt und -gehaßte österreichische Autor der Gegenwartsliteratur, *Thomas Bernhard*, wird in vier Beiträgen in den Mittelpunkt gestellt. Zoltán Szendi benennt seinen Beitrag nach Thomas Bernhards autobiographischem Zyklus *Das Ich und seine nahen Verwandten* und geht den Problemen jedweder Autobiographie nach, inwieweit in ihr die Realität wiedergegeben bzw. eine neue Realität geschaffen wird. Als Schlußfolgerung bietet sich die Erkenntnis an, daß Bernhard die Wahrheit als nicht mitteilbar erschienen sein muß. Endre Kiss untersucht in seiner philosophisch ausgerichteten Denkweise das Werk von *Thomas*

*Bernhard als Dichtung des Selbstbewußtseins oder Verösterreichung des Absurden.* Kiss kommt zu dem Schluß, daß Bernhard eine Version des Absurden erschaffe, die keine „condition humaine“, sondern eine „condition humaine autrichienne“ und als solche eine Welt sei, die durch die Staatsgrenzen Österreichs limitiert werde. Mit dieser „verösterreicherten“ Absurdität könne kein Frieden geschlossen werden. Im folgenden Beitrag erkennt Herbert Gamper in Thomas Bernhards Theater *Die Katastrophe als Komödie* und geht Jean-Marie Winkler in *Zwischen Parodie und Zurücknahme* auf die Beziehungen zwischen Thomas Bernhards „*Der Ignorant und der Wahnsinnige*“ und Wolfgang Amadeus Mozarts „*Die Zauberflöte*“ ein. Thomas Bernhards vielleicht bedeutendstem Roman *Auslöschung. Ein Zerfall* widmet sich Barbara Mariacher in *Die Beziehungen zwischen den Gegensätzen*. Die angesprochenen Gegensätze werden bei Bernhard nicht harmonisiert oder gar aufgelöst, sondern ganz im Gegenteil: sie werden noch weiter verschärft.

Zu den anderen Autoren, die im letzten Teil des Bandes besprochen werden, gehören u. a. Peter Turrini (Donald G. Daviau: *Peter Turrini und die Demaskierung der Gesellschaft*), Peter Handke (Kálmán Kovács: *Peter Handkes „Kaspar Hauser“*) sowie Hans Habe (János Szabó: *Hans Habe — ein Österreicher, ein Ungar, ein Deutscher oder ein Amerikaner? Ein Schriftsteller?*), wobei die Titel schon weitgehend andeuten, worum es in den jeweiligen Studien geht. Insgesamt muß man diesem Band zugestehen, daß je nach Interesse jeder Leser interessante Studien zu seinem Autor, respektiv seiner Autorin finden wird und bestehende konzeptionelle Unterschiede zwischen den einzelnen Verfassern eine anregende Wirkung für eine weiterführende Beschäftigung mit den einzelnen Vertretern der österreichischen Literatur haben können.

Gábor Kerekes  
(Budapest)

**Kálmán Kovács: Das Menschenbild Heinrich Bölls. — Frankfurt a. M. — Berlin — Bern — New York — Paris — Wien: Peter Lang 1992. (= Europäische Hochschulschriften. Reihe I. Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 1341) 157 S.**

Kovács' Buch, das sich auf seine Doktorarbeit (1989) stützt, gliedert sich in vier Hauptteilen: Einführung in das Problem des Menschenbildes bei Böll und drei weitere Kapitel über die Böllschen Meisterwerke *Billard um halbzehn* (1959), *Ansichten eines Clowns* (1963) und *Gruppenbild mit Dame* (1971). Kovács' Interpretation von Bölls Menschenbild basiert auf Bölls Äußerung in einem Interview mit dem französischen Literaturkritiker René Wintzen aus dem Jahre 1976, in dem Böll von der Wichtigkeit einer „mythologisch-theologischen Problematik“ in seinen Werken spricht und in dem er das politische Element als etwas Sekundäres wertet. Böll sagt in dem Interview: „Dabei bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß das, was einem von außen auferlegt wird, einen nicht sehr verändert. Und mit dieser Überzeugung muß man, glaube ich, an Literatur herangehen. Alles das, was die Weltgeschichte an Klamotten einem vor die Füße wirft, Krieg, Frieden, Nazis, Kommunisten, Bürgerliche, ist eigentlich sekundär. Das, was zählt, ist eine durchgehende, ich möchte fast sagen, mythologisch-theologische Problematik, die immer präsent ist.“

Für Kovács ist diese bedeutungsvolle Aussage der Ausgangspunkt für sein Verständnis von Bölls Menschenbild. Hier geht es nach Kovács um eine „unveränderliche Substanz des Menschen“. (S. 13) Kovács leugnet in seinem Buch die Wichtigkeit der



realistischen, gesellschaftlichen Substanz in Bölls Werken nicht, aber für ihn ist das Vorhistorische in den Romanen wichtiger als das Aktuelle. Kovács geht weiter und reduziert diese immer präsente mythologisch-theologische Problematik' auf das Grundproblem des Fremdseins des Menschen und seiner Ungeborgenheit in der Welt. Ein Vorzug von Kovács' Sichtweise ist, daß sie eine gute Erklärung für die weltweite Popularität Bölls liefert, weil die grundlegende Problematik des Fremdseins und der Ungeborgenheit der Menschen in allen Ländern und unter allen politischen und wirtschaftlichen Systemen ähnlich ist. Kovács' Buch gibt indirekt die Antwort auf die Frage, warum Bölls Werke außerhalb Deutschland so gut aufgenommen werden, und sogar bei Lesern, die sich nicht vorrangig für die deutsche Geschichte interessieren.

Trotz dieses positiven Aspekts des Buches muß man auch sagen, daß, wenn man Böll unpolitisch interpretiert, wie Kovács das tut, und wenn man das Aktuelle wegnimmt, das, was in den Nachkriegsjahren Böll am meisten als deutschen Autor charakterisierte, etwas Wichtiges verlorengehen wird. Aber indem Kovács dem Autor etwas Wichtiges wegnimmt, gibt er ihm zugleich etwas Wesentliches zurück. Er ersetzt das Historische durch das Universale, und dadurch ist in diesem Austausch Bölls Ruf als internationaler Schriftsteller der Gewinner. Anders formuliert: Kovács transformiert den oft als zeitbedingt kritisierten Autor in einen universalen Dichter. Böll ist in Kovács' Interpretation nicht nur ein deutscher Autor, sondern ein Schriftsteller von Weltrang, der immer in seinen Werken Grundprobleme der menschlichen Existenz behandelt.

Vor 1990 war die übliche Weise, Bölls Werk zu erläutern, eng mit der Zeitgeschichte verbunden. Obwohl es vor 1990 Kritiker gab, die das unpolitisch Zeitlose in Bölls Werk hervorgehoben hatten, begann ungefähr 1990 eine neue Tendenz in der Böll-Forschung. Diese neue Tendenz ist natürlich nur in Zusammenhang mit der europäischen politischen Wende dieser Zeit zu verstehen. Die unpolitischen, unideologischen Annäherungsversuche an das Böllsche Werk haben aber in Ungarn etwas früher als anderswo angefangen, was 1987 bei dem ersten Internationalen Böll-Symposium in Szeged schon deutlich wurde. Aus dieser Rezeptionsperspektive allein ist Kovács' Buch ein interessanter und wichtiger Beitrag zu der neuen Böll-Kritik.

In seiner Interpretation von *Billard um halbzehn*, *Ansichten eines Clowns* und *Gruppenbild mit Dame* sieht Kovács diese Romane als Versuche Bölls, dem Leser zu zeigen, wie das Fremdsein und die Ungeborgenheit des Menschen in der Welt zu überwinden ist. In *Billard* versucht die Familie Fählmel ihre Krankheit der Selbstentfremdung und Isoliertheit in der Nachkriegszeit durch menschliche Solidarität außerhalb der politischen und kirchlichen Institutionen zu heilen. In einem kleinen Kreis von sensiblen gleichdenkenden Menschen aus drei Generationen wird eine kleine Heimat des Menschlichen innerhalb einer heuchlerischen Gesellschaft geschaffen.

In *Ansichten* versucht der Clown Hans Schnier den Ausweg aus dem Dilemma der Subjekt-Objekt-Spaltung durch die Liebe zu seiner 'Frau' Marie zu finden. Weil aber diese Verbindung nicht kirchlich gesegnet ist, versucht der katholische Kreis das Paar zu trennen. In diesem Benehmen des katholischen Kreises sieht Kovács Bölls Darstellung des Hauptthemas des Romans, das er das Problem der Abstraktion nennt. Daß Bölls Präsentation dieses Problems mehr als eine begrenzte Kritik an der Kirche ist, wird überall im Roman deutlich. Kovács definiert dieses Problem der Abstraktion als die immer präsente Tendenz von kontrollierenden Menschen und Institutionen auf oft unmenschlichen abstrakten Ordnungsprinzipien zu bestehen. Kovács sieht in der Bemerkung des Hans, „man weiß nie, was ein Mensch unter weltanschaulichen Zwang alles tut ...“ den Kernsatz des Romans, weil darin alle Kritik der negativen Formen der gesellschaftlichen Abstraktionen zusammengefaßt ist. Kovács kommt zu dem Schluß, daß Bölls Roman klar macht, daß eine herrschende Abstraktion, wenn sie nicht in menschlicher Realität gegründet ist, den Menschen immer zum Opfer dieser Ab-

straktion macht. Von Kovács' Interpretation des Romans läßt sich schließen, daß *Ansichten eines Clowns* einer von Bölls revolutionärsten Romanen sei, weil er für die Freiheit der Menschen von allen Formen der Tyrannei plädiert, sei sie kirchlich, wirtschaftlich oder politisch.

In *Gruppenbild* ist die Hauptfigur Leni ein anderer Versuch Bölls, eine Lösung der grundlegenden Problematik des menschlichen Daseins, des Fremdseins und der Ungeborgenheit des Menschen in der Welt zu finden. Hier, durch Opposition zu der Leistungs- und Besitzphilosophie der liberalen Welt, die die Menschen zwingt, ihren Wert an quantifizierbaren Kategorien zu messen, ist Leni mit ihrem harmonischen Leben ein Modell für eine neue Art Utopie. Interessant ist, daß Kovács dies vorgeschlagene Lenische Vorbild der korporalistischen und mystischen Harmonie als ein unpraktizierbares Verhaltensmuster sieht, weil Lenis Leben seiner Meinung nach zu extrem ist und nicht den Fähigkeiten des heutigen Menschen entspricht. Aber als Provokation zur Bildung einer alternativen Gemeinschaft erkennt Kovács Lenis wichtige Funktion an.

Dieses kleine Buch bietet viel mehr an als diese kurze Rezension andeutet. Die Stärke des Buches sind seine konsequent begründeten philosophisch-theologisch Argumente. Sogar wenn man nicht jeden Schluß des Buches annehmen kann, wie zum Beispiel Kovács' Kritik der Symbolik in *Billard* — der Symbolismus ist im allgemeinen einfach der subtilen Differenzen nicht fähig, die Kovács von Bölls Symbolik erwartet — so kann man die Tendenz, Böll unpolitisch zu interpretieren, willkommen heißen. Doch darf man nicht vergessen, daß Literatur im Grunde immer ein Ausdruck sozialer Realität ist.

Robert C. Conard  
(Dayton, Ohio)

### Skandinavistikai Füzetek. Papers in Scandinavian Studies. Hrsg. András Masát. — Budapest: ELTE 1994. Bd. 6. 239 S.

Das von András Masát in gewohnt professioneller Weise betreute 6. Heft der *Skandinavistikai Füzetek* enthält elf Beiträge zur Literaturwissenschaft, darunter vier, die sich mit Geschichte und Problematik der Übersetzungen aus den nordischen Literaturen befassen sowie drei weitere über Probleme der Sprachwissenschaft. Die thematische Streuung der Beiträge erstreckt sich von den Modalitäten des Rededuells in der altnordischen Sagaliteratur (Richard Purkardhofer) bis hin zu stilistischen Konzeptionen in dem neuen kirchlichen Gesangbuch in Schweden (Lars J. O. Larsson), von der Entwicklung morphologischer Strukturen im Englischen als Folge linguistischer Interferenzen (altnordisch/altenglisch) im Bereich des „Danelaw“ (Sándor Rot) bis hin zu Fragen der interkandinavischen Semikommunikation (Erik Hansen).

Unverzichtbar sind — wenigstens aus der Sicht weniger polyglotter Skandinavisten — die Beiträge über mitteleuropäische Themen, die bestehende Informationsdefizite abzubauen helfen. So gibt es in dem vorliegenden Heft zwei interessante Artikel zur Rezeptionsgeschichte der nordischen Literatur und Kunst im mitteleuropäischen Raum. László Gergye hat den Nachlaß Ferenc Kazinczys ausgewertet, seine Freundschaft mit dem dänischen Maler Johann Jacob Stunder nachgezeichnet und sein Interesse an dem künstlerischen Schaffen Bertel Thorvaldsens und Jens Baggesens dokumentiert. In einem aufschlußreichen Beitrag befaßt sich Margita Gáborová mit der multinationalen Rezeption Edith Södergrans in der ehemaligen Tschechoslowakei. Sie rekonstruiert sehr sorgfältig die Editions-geschichte Södergrans in slowakischer,

tschechischer und ungarischer Sprache, würdigt dabei die großen Verdienste des Brünner Skandinavisten Josef B. Michls um die Übersetzungen, namentlich um die vollständige Ausgabe der wichtigsten Gedichtsammlungen ins Tschechische (1992), weist auf die politischen Gründe für die jahrzehntelange Verzögerung der Herausgabe hin und stellt am Beispiel des Gedichts *Jag* Probleme und Problemlösungen bei der Übersetzung in die jeweiligen Sprachen vor.

In einem umfangreichen Bericht stellt Kurt Schier das Projekt einer neuen Sammlung Thule vor, geht auf die Gründe ein, die seines Erachtens eine neue Übersetzung bereits vorliegender und eine Neuaufnahme zusätzlicher Texte rechtfertigen. Der bestehende Kanon müsse durch eine Teilintegration jenes Schrifttums ergänzt werden, das in der Zeit zwischen „Sagazeit“ und „Schreibzeit“ auf Island rezipiert und bearbeitet worden ist; als Konsequenz der neueren Erkenntnisse in der Forschung müsse man bei der Textauswahl demzufolge die lateinsprachigen Werke der theologischen und gelehrten Literatur, die höfische Epik etc. entsprechend ihrer Bedeutung für die Entwicklung der altisländischen Literatur berücksichtigen; dasselbe gelte für die bislang sträflich vernachlässigten Fornaldarsögur.

Soweit fällt es nicht schwer, dem Autor beizupflichten. Seine Ausführungen über die intendierte sprachliche Neufassung der Texte lassen indes einiges zu wünschen übrig und bleiben in bedenklicher Weise hinter dem zurück, was man im gegenwärtigen Stadium eines so wichtigen Editionsvorhabens erwarten könnte. Das mag daran liegen, daß die definierten Zielgruppen zu stark auf Skandinavisten, Vertreter benachbarter Wissenschaftsdisziplinen sowie „interessierte Nichtfachleute“, sprich Bildungstouristen, eingeengt werden. Obwohl im einleitenden Teil des Artikels dem Sagaschrifttum zugestanden wird, daß es auch eine starke literarische Komponente hat, ist bei der Zielgruppendefinition der Literaturleser nicht vorgesehen. Es will mir scheinen, daß der Autor sich trotz gegenteiligen Behauptungen nur schwer mit dem Gedanken einer leserfreundlichen Übersetzungskonzeption anfreunden kann, geschweige denn einer solchen, die ästhetischen Gesichtspunkten ausreichend Rechnung trägt. Hier wäre es vielleicht ratsam gewesen, zum Vergleich die vom Autor großzügig verschwiegene Kölner Sagabibliothek heranzuziehen (Mark Reinhardt Verlag, Leverkusen), deren Herausgeber bemüht sind, den Ansprüchen einer zeitgemäßen Übersetzung gerecht zu werden und die im übrigen mit sehr viel weniger Aufwand schon vor vielen Jahren daran gegangen sind, die zurecht monierten Mängel durch Erstpublikationen altisländischer Texte aufzuholen. Ich denke mir, daß diese Leistung im Kontext der vorgetragenen Überlegungen wenigstens einer Erwähnung wert gewesen wäre. So wie das Projekt augenblicklich konzipiert zu sein scheint, könnte es durchaus Gefahr laufen, an den Bedürfnissen einer potentiellen Lesergruppe vorbeizuübersetzen, die weniger an philologisch orientierten als an ästhetisch durchkomponierten Textausgaben interessiert sind. Nachdem die Fornaldarsögur inzwischen als Domäne phantastischer Literatur entdeckt worden sind, sollten die Belange dieser Leserschicht im Interesse eines wohlverstandenen Gelingens des Projekts unbedingt in die konzeptionellen Überlegungen mit einbezogen werden.

Die hier geäußerten Einwände ergeben sich daraus, daß der (die) Herausgeber auf dem Primat des Ausgangstextes beharrt (beharren), ganz im Gegensatz zu dem seit 1985 bestehenden Göttinger Forschungsprojekt über die Rolle der Übersetzungen im kulturgeschichtlichen Diskurs des deutschsprachigen Raumes, das die Dominanz des Zietextes mit überzeugenden Argumenten betont und gegenläufigen Konzeptionen bescheinigt, „den Status und Wert der Übersetzung in wesentlichen Momenten [zu] verfehlen“ (Fritz Paul). Man kann sich nur wundern, daß der Initiator (die Initiatoren) des Thuleprojekts die Erkenntnisse des weitaus theoretisch fundierteren Göttinger Projekts überhaupt nicht zur Kenntnis genommen zu haben scheint (scheinen), obwohl letzteres auch und gerade für die Praxis von überragender Bedeutung ist. Man fragt

sich hier natürlich besorgt nach dem Kommunikationswert eines mit erheblichen Mitteln unterstützten und hervorragend durchgeführten Projekts, dessen Ergebnisse 400 Kilometer südlicher entweder nicht zur Kenntnis genommen bzw. souverän ignoriert werden. Ich könnte mir vorstellen, daß die Präsentation der Göttinger und der Münchener Projekte allein wegen ihrer konzeptionellen Differenzen heftige Dispute entfacht haben müßten und in diesem Zusammenhang wäre es nützlich gewesen, wenn etwaige Diskussionsbeiträge hätten dokumentiert werden können. Vielleicht wäre es kein allzu großer Aufwand — und für die Leser allemal nützlich — zukünftig Diskussionsbeiträge zu strittigen Fragen auf Tonträgern mitzuerfassen und allen Interessenten zugänglich zu machen.

Von großem kulturgeschichtlichem Interesse ist der Beitrag von Otto Gschwantler zum Thema *Übersetzer aus den skandinavischen Literaturen im Wien der Jahrhundertwende*, in dem er auf den großen Anteil der Frauen am literarischen Kulturtransfer hinweist (Mathilde Prager, Marie Herzfeld, Marie Franzos). Er spürt ihre Herkunft aus dem liberalen Bildungsbürgertum nach, dokumentiert ihren zum Teil sehr umfangreichen Briefwechsel mit skandinavischen Autoren, geht der Frage nach ihren größtenteils autodidaktisch erworbenen Sprachkenntnissen nach und macht auf ihre Bedeutung als Autorinnen essayistischer und literaturwissenschaftlicher Arbeiten aufmerksam.

In der systematischen Übersicht Gschwantlers wird es eminent deutlich, daß die Frauen freiberuflich tätig waren, während ihre männlichen Kollegen ihrer Übersetzer-tätigkeit nebenberuflich aus gesicherten akademischen oder gesellschaftlichen Positionen als Professor (Franz Robert Arnold) und Bibliothekar (J. C. Poestion) nachgingen. Nachdem Gschwantler am Beispiel des polyglotten Autors und Übersetzers Otto Hauser einen möglichen Zusammenhang von romantischer Thuleschwärmerei und ideologischer Verstrickung anklingen läßt, wäre man begierig zu erfahren, ob und inwiefern sich durch die Auswahl nordischer Texte Tendenzen einer präfaschistoiden Bewußtseinslenkung der intendierten Adressaten abzeichnen und ob sich gegebenenfalls Anhaltspunkte für die Notwendigkeit einer ideologiekritischen Auseinandersetzung mit Rolle und Funktion des Übersetzers im Spektrum der zeitgenössischen literarischen Öffentlichkeit ergeben.

Die literaturwissenschaftlichen Beiträge befassen sich schwerpunktmäßig mit Stufen und Spielarten des Modernisierungsprozesses im Bereich des ästhetischen Teilsystems Dichtung. András Masát geht der Frage nach der Funktion von Intertextualität und Ironie in Ingemanns Kunstmärchen („virkelighetseventyr“) *Sphinxen* nach. Er sieht in der expliziten Bezugnahme auf Callot und Hoffmann im Untertitel des Kurzprosatextes einen rezeptionslenkenden Kunstgriff, der es dem Autor und Leser ermöglicht, sich ironisch-distanzierend zur Gattung des Kunstmärchens und zu den immanenten Deutungsvariablen des Hoffmannschen Referenztextes (*Der goldene Topf*) zu verhalten. Es scheint mir zwar etwas irreführend zu sein, wenn Masát den Terminus „Nachahmung“ für die Beziehung zwischen Original und Referenztext einführt, (wo es sich wohl eher um Interferenzen handelt) aber es wird einem schnell klar, worauf er hinauswill. Der Untertitel dient als Legitimation für eine ästhetische Umkodierung des Ursprungstextes, wobei das rhetorische Verfahren der Ironie Distanzierungen ermöglicht, die als textinternes Mittel zur Schaffung eines eigenen Textes im Substrat des Fremdtextes dienen. Nach den aufschlußreichen Beobachtungen Masáts entsteht im Zuge der ironischen Umgestaltung des Intertextes etwas, was man vielleicht als Metaironie bezeichnen könnte oder „eine Ironisierung der Ironie“, wie es Masát in Anlehnung an die frühromantische Literaturtheorie nennt. Es liegt in der Tat auf der Hand, daß das Texterstellungsverfahren für verschiedene Arten von Ironie verfügbar ist. Das Spiel mit fremden Texten und Texttraditionen kommt der Forderung der Frühromantiker nach der grundsätzlichen Unabschließbarkeit des ästhetischen Reflektionsaktes nach; diese Verweigerung begründet die ironische Ambivalenz des neuen



Textes, der sich über Stufen der De- und Rekonstruktion fortbewegt, ohne daß eine endgültige Semantisierung des in sich widersprüchlichen Textganzen erfolgt. Masát weist mit Recht darauf hin, daß die Synthetisierung zwischen der philisterhaften Welt und der Welt des Phantastischen unerreicht bleibt, was indes andererseits ausschließt, daß Ingemanns *Sphinxen* eine Vorstufe der Verbiedermeierisierung der literarischen Kultur in Dänemark sein kann. Nicht von ungefähr hat die ontologische Frage der thebanischen Sphinx die Form eines Rätsels, das bei Ingemann so funktionalisiert worden ist, daß eine Antwort entweder den Tod Cordulas oder Anselms herbeiführen würde. Weil das Rätsel (der Signifikant) selber polyvalent ist, läßt es keine eindeutigen Auflösungen (Signifikate) zu, weshalb das Fortbestehen des ironischen Schwebeszustandes gewährleistet bleibt. Ingemann hat somit — möglicherweise gegenintentional — Textmechanismen eingebaut, die sich einer Harmonisierung der Widersprüche widersetzen. András Masát hat sehr deutlich den Anteil der subversiven Ironie an diesem Prozeß aufgezeigt.

Hilda Merkl befaßt sich in ihrem Beitrag mit den literaturkritischen Rezensionen und Aufsätzen Amalie Skrams in den Jahren zwischen 1877 und 1898; dabei stellt sie die Ansichten der Autorin zu thematischen Kernbereichen des Modernen Durchbruchs systematisch dar und erarbeitet somit anhand zeitgenössischer Texte einen Problemhorizont, der den Maßstab für die Rekonstruktion ihrer eigenen ästhetischen Anschauungen hergibt. Freilich liefern die Ansichten Amalie Skrams zu Fragen des Realismus/Naturalismus-Komplexes, wie Hilda Merkl anhand ihres Materials dokumentiert hat, nur vorläufige Anhaltspunkte, die einer Präzisierung anhand der Primärtexte bedürfen, dies umso mehr, als die kritischen Vorbehalte Amalie Skrams gegenüber dem Naturalismus überraschend sind, gilt sie in den gängigen Literaturgeschichten doch als eine Hauptvertreterin dieser Stilrichtung. Hier wäre man begierig auf weitere Aufklärung.

Andzej Chojcecki stellt die schwedische Literatur der 1980er Jahre in einen historischen Kontext, wobei er ihre Verwandtschaft mit den stark intellektuell geprägten Dichtungskonzeptionen der 50er Jahre heraushebt, in denen ebenfalls eine Dominanz ironischer, parodistischer, sprachspielerischer Entwürfe zu verzeichnen seien. Nicht zuletzt durch die viel unbefangene Sicht eines Mitteleuropäers ist es dem Autor gelungen, einem Phänomen auf die Schliche zu kommen, das aus der innerschwedischen Perspektive vielfach übersehen wird: Die seit nunmehr über hundert Jahren bestehende Praxis, den literarischen Prozeß nach Dekaden zu segmentieren, erzeugt inzwischen unter den Kunstschaffenden einen suggestiven Zwang, alle zehn Jahre paradigmatische Kehrtwendungen zu machen, ohne daß sich diese zwingend aus dem soziokulturellen Diskurs ergeben, sondern eher als Anpassungen und Konzessionen an die jeweils vorherrschenden Modeerscheinungen des Literaturbetriebs zu verstehen sind. Chojcecki spricht als Konsequenz dieser Erkenntnis das aus, was viele andere denken mögen: „This trendiness betrays a negative sign: despite its economic prosperity, Sweden remains outside the mainstream of modern humanities, not contributing an iota to its formation.“ Ich halte diese Kritik für etwas überzogen, aber sie entbehrt nicht einer gewissen grundsätzlichen Berechtigung. Chojcecki nimmt zwar — vielleicht aus Angst vor der eigenen Courage — Autoren wie Torgny Lindgren und Per Odensten aus seiner Schußlinie heraus; es fällt weiterhin auf, daß er die eigenständige Rolle von Autoren wie P. O. Enquist, Lars Gustafsson, Sven Delblanc u. a. verschweigt, denen man ja kaum den Vorwurf epigonaler Schreibintentionen machen kann. Alles in allem muß man aber Andrzej Chojcecki bescheinigen, daß er einen äußerst anregenden Artikel mit viel Zündstoff beigesteuert hat, der den Mut zur polemischen Schärfe nicht scheut und — wenn es sein muß — die Dinge bei Namen nennt.

Während Chojcecki den Terminus „transmodernism“ für die schwedische Literatur der 1980er Jahre vorschlägt, bilanziert Yvonne Leffler die Situation in ihrem Beitrag

über die schwedische Literatur desselben Zeitraums nüchtern unter Verwendung inzwischen gängiger Begriffe wie Postmodernismus, Poststrukturalismus, Metafiktion. Sie betont — durchaus im Sinne des historiographischen Dekadendenkens — den Bruch mit der politisch engagierten Literatur der 60er und 70er Jahre und dem ihm zugrundeliegenden Kulturbegriff und stellt eine erneute Hinwendung zu Formen einer existentiellen Literatur fest, in der die Beziehung zwischen Text und Wirklichkeit, Sprache und Sprachreferenz problematisiert wird. Dieser metafiktionalen und autoreferentiellen Wende, bei der die Literatur auf sich selbst zurückgeworfen und sich selbst zum Gegenstand wird, steht ein erweiterter Textbegriff entgegen, der alles als Text betrachtet und die Existenz einer Welt jenseits des Textes leugnet. Die literarische Applikation dieses poststrukturalistischen, von Derrida geprägten Denkens, z. B. bei Ulf Eriksson, mag als Beispiel für „the self-enslaving situation in which authors and thinkers try to define themselves“ (Chojecki) dienen, und man kann Chojecki nur beipflichten, wenn er gegen diesen panlinguistischen Textbegriff den Einwand erhebt, er „does not explain much“, denn „still there remains the reality, no matter what it is called, still one has to find his niche in it“. Die beiden Beiträge von Leffler und Chojecki ergänzen sich gegenseitig und geben einen guten Überblick über Tendenzen der schwedischen Gegenwartsliteratur.

Henrik Jørgensen diskutiert in seinem Beitrag über den Fall „eine(r) Analogie in der Syntax des gesprochenen Dänischen und der (finnland)schwedischen Mundart von Västra Nyland“ die Frage, ob der beobachtete Vorgang des Übergangs Nominativ → casus obliquus aufgrund von Sprachkontakten zustande gekommen ist oder ob es sich um eine strukturbedingte Eigenentwicklung handelt. Für die These eines durch Sprachkontakte bedingten Wandels spricht nach Jørgensens Ansicht die Tatsache, daß das Mundartgebiet Västra Nyland — zwischen Åbo und Helsingfors gelegen — im Hochmittelalter zum Einflußgebiet Dänemarks gehörte und später auch von der Hanse stark frequentiert wurde. Diese sprachlichen Berührungen würden freilich nicht erklären, warum das beobachtete Phänomen auf diese eine Mundart beschränkt geblieben ist. Jørgensen geht deshalb davon aus, daß beide Erklärungsmodelle kein vollständiges Bild abgeben. Den wissenschaftlichen Beiträgen schließen sich zwei Berichte über das Studium der skandinavischen Philologie in Bratislava (Jan Zima) und in Zagreb (Dora Maček) an, die einen informativen Überblick über den gegenwärtigen Stand und die zukünftigen Möglichkeiten in diesem Orchideenfach geben.

Die *Skandinavistikai Füzetek* hat sich inzwischen unter der routinierten Federführung von András Masát zu einem Zentralorgan (wenn diese Bezeichnung noch gestattet sei) der mitteleuropäischen Skandinavistik entwickelt und als solches braucht es keinen Vergleich mit entsprechenden Periodika zu scheuen. Persönlich würde ich mir für zukünftige Hefte wünschen, daß die Zahl der ost- und mitteleuropäischen Beiträger zunehmen und daß ganz dringlich eine Sparte für Rezensionen ost- und mitteleuropäischer Forschungen eingerichtet würde, damit zukünftig die bedauerlichen, sprachlich bedingten Kommunikationslücken wenigstens partiell geschlossen werden können.

Knut Brynhildsvoll  
(Köln)

**Dmitrij Dobrovol'skij: Kognitive Aspekte der Idiom-Semantik. Studien zum Thesaurus deutscher Idiome. (= Eurogermanistik 8) — Tübingen: Narr 1995. 272 S.**

Nach zahlreichen kognitiv orientierten Beiträgen zur germanistischen Phraseologieforschung ist nun auch eine Monographie des russischen Sprachwissenschaftlers erschienen, die als eine Art Synthese der bisherigen Auseinandersetzung mit der Idiomatik des Deutschen unter kognitivlinguistischem Aspekt aufgefaßt werden kann. Der Verfasser geht von der Annahme aus, daß die Idiome einen spezifischen Subbereich und somit ein relativ selbständiges Modul des mentalen Lexikons darstellen. Dobrovol'skij's vorrangiges Ziel ist es, die Strukturierung des idiomatischen Subbereichs, m. a. W. die semantischen Beziehungen zwischen den Idiomen mit Hilfe eines kognitivbasierten Begriffsapparats zu modellieren.

Im ersten Kapitel des Buches wird die Frage beantwortet, wie die Idiome in dem vorgegebenen theoretischen Rahmen bestimmt werden können. Der vom Verfasser vorgelegte Idiom-Begriff geht mit einer Kritik an der traditionellen Phraseologieforschung einher, die den Kernbereich des phraseologischen Bestandes nach klassenbildenden — notwendigen und ausreichenden — Merkmalen zu definieren versucht und nach festen Grenzen zwischen den Klassen des phraseologischen Systems gesucht hat.

Laut Dobrovol'skij sind alle Phraseologismen irreguläre polylexikalische Wortverbindungen. Mit der Irregularität der Wortkomplexe erklärt der Autor, warum es „für die kognitive Verarbeitung der sprachlichen Äußerungen ökonomischer [ist], die Phraseologismen als Lexikoneinheiten zu speichern als sie jedes Mal neu zu generieren.“ (S. 18)

Expliziert wird die Kategorie der Idiome mit Hilfe einer (offenen) Liste von „Irregularitätsmerkmalen“, wie z. B. Non-Kompositionalität, syntaktische Undurchlässigkeit, Defektivität des Paradigmas, semantische Inkompatibilität der Komponenten, Opakheit usw. Über die Zugehörigkeit eines Phraseologismus zur Kategorie der Idiome kann man zum einen nicht aufgrund einer Eigenschaft entscheiden, zum anderen müssen auch nicht alle Irregularitätsmerkmale jedem Idiom innewohnen. D. h. unterschiedliche Merkmalskombinationen im Sinne der Wittgensteinschen Familienähnlichkeit „bilden die Grundlage für die Kategorisierung einer Wortverbindung als idiomatisch.“ (S. 45) Laut Dobrovol'skij bilden somit die Phraseologismen und innerhalb der Phraseologie die Idiome eine radiale Kategorie mit einem Zentrum und einer Peripherie. Es gibt bessere, typischere Idiome, die über mehr oder besonders relevante Irregularitätsmerkmale verfügen und zum Zentrum gehören, und auch welche mit einem niedrigeren Irregularitätsgrad an der Peripherie.

Nachdem der Autor sein Untersuchungsobjekt bestimmt hat, wendet er sich der Beschreibung der semantischen Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen den Idiomen zu. Aus kognitiver Sicht bedeutet dies, die angenommene „Idiom-Vernetzung im mentalen Lexikon“ zu modellieren, eine Aufgabe, die Dobrovol'skij mit Hilfe des sog. Thesaurus lösen will. Unter Thesaurus versteht der Verfasser einerseits ein (semantisches) Modell, das die konzeptuelle Gliederung der Welt, ein bestimmtes „Weltmodell“, fixiert, andererseits einen Wörterbuchtypus, „in dem die sprachlichen Entitäten nach dem ideographischen Prinzip (d. h. in Richtung Begriff → Zeichen) erfaßt und konzeptuell bzw. semantisch interpretiert sind.“ (S. 59)

Um zu zeigen, nach welchen Prinzipien der Idiomatik-Thesaurus aufzustellen ist, greift Dobrovol'skij auf die sprachphilosophischen Thesen von Humboldt bzw. auf die Weiterführung dieser Gedanken in der Weisgerberschen Sprachinhaltsforschung sowie auf die Erkenntnisse der Kognitiven Linguistik zurück. In diesem Zusammenhang ist die Rolle der Sprache als Instrument der Konzeptualisierung hervorzuheben: es gäbe

keine vor- oder außersprachlich existierenden Begriffe, die Konzepte werden von der Sprache konstituiert. Folglich kann — in einem kognitiven Paradigma, in dem sprachliche Strukturen als Reflexe konzeptueller Einheiten verstanden werden — lediglich das „naive“, in der Sprache/durch die Sprache fixierte Weltmodell die theoretischen Grundlagen der Thesaurus-Erstellung liefern. Dementsprechend wählt der Autor ein induktives Verfahren, d. h. die Idiome bilden den Ausgangspunkt seiner Arbeit, er will ja das durch die Idiome vermittelte Weltmodell erfassen. Dies erklärt auch, warum er die onomasiologischen Wörterbücher, die laut Dobrovolskij nach einem „wissenschaftlichen“ Weltbild, m. a. W. nach einem „deduktiv-aprioristischem Begriffsschema“ konzipiert sind, als Vorlage seines Idiomatik-Thesaurus ablehnt.

Im Kapitel 3 werden die technischen Probleme der Thesaurus-Erstellung besprochen. Die Grundeinheiten des Thesaurus bilden die konzeptuell-semantischen Idiom-Gruppen, die der Verfasser als Taxa bezeichnet. Semantisch ähnliche Idiome werden in das gleiche Taxon aufgenommen. Zu diesem Zweck werden in einem ersten Arbeitsschritt zu jedem Idiom semantische Marker (Deskriptoren) in der Funktion einer semantischen Metasprache zugeordnet. Die Elemente dieser Metasprache sollen aus Wörterbuchdefinitionen, Texten, Kontextanalysen und Befragungen ermittelt werden können. Zur Gewinnung der Deskriptoren hat der Autor ein Verfahren gewählt, das sich an die konzeptuelle Basisebene der Kategorisierung im Sinne der Prototypentheorie von Rosch anlehnt. Den Idiomen werden „im Alltag geläufige“ Begriffe „einer mittleren Abstraktionsstufe“ wie 'Erfolg', 'Hilfe', 'Krankheit' und nicht „atomare Konzepte mit hohem Abstraktionsgrad“ wie z. B. 'Eigenschaft' 'Gegenständlichkeit' u. a. zugeschrieben. (S. 88f.) In Abhängigkeit von der Bedeutung der Idiome können bzw. müssen auch mehrere Deskriptoren demselben Wortkomplex zugeordnet werden, und zwar „je nach Anzahl der sog. Basiskategorisierungsmerkmale, die ihnen zugrunde liegen.“ (S. 89) Allerdings konnte ich der Arbeit nicht entnehmen, wie sich diese Zahl genau feststellen läßt.

Zur Konstituierung der Taxa schlägt Dobrovolskij die sog. Cluster-Technik vor, die mit der Vagheit der Bedeutung einzelner Idiome sowie mit der Unschärfe der Kategorisierung gerechtfertigt werden könne. Deskriptoren, die im Sinne der Familienähnlichkeit zu einer Kette verbunden sind, bilden einen konzeptuellen Cluster, der seinerseits die Grundlage eines Taxons mit semantisch-konzeptuell ähnlichen Idiomen darstellt. Dazu ein Beispiel von S. 93:

MORD, TÖTUNG, TOTSCHLAG, MORDANSCHLAG, MORDABSICHTEN  
*jmdn. um die Ecke bringen; jmdn. ins Jenseits befördern; jmdn. zur Strecke bringen; jmdn. aus dem Weg räumen; jmdn. den Garaus machen; jmdn. über die Klinge springen lassen; Hand an jmdn. legen; jmdn. an die Wand stellen; jmdn. (um) einen Kopf kürzer/kleiner machen; jmdm. nach dem Leben trachten*  
 u. a.

Hervorzuheben wäre noch die prototypische Struktur dieser Gruppierungen: in den Taxa gibt es sowohl typische als auch schlechte Vertreter der Kategorie. Das Vorhandensein peripherer Idiome impliziert weiterhin — aufgrund ihrer möglichen mehrfachen Zuordnung — die Überschneidung unterschiedlicher Taxa, die auf diese Weise miteinander verbunden werden.

Eben diese Vernetzung der einzelnen Taxa (die Begriffsanordnung) ist das Thema des vierten Kapitels. Der Verfasser stellt verschiedene Modelle zur Systematisierung der Relationen zwischen den Idiom-Gruppierungen vor. Zwei grundlegend verschiedene Modelle werden behandelt: die taxonomisch basierten und die kognitivbasierten.

Taxonomisch basierte Modelle sind aus den existierenden onomasiologischen Wörterbüchern bekannt. Die Anordnung dieser Art zeigt eine Baum-Struktur, was auf dem Konzept einer in der Welt/Sprache herrschenden hierarchischen Ordnung gründet.



Laut Dobrovol'skij kann diese Darstellung keine psychologische Realität beanspruchen, weil sie das Produkt des klassifizierenden Linguisten und nicht das Ergebnis natürlichsprachlicher Kategorisierung sei. (S. 114)

Die kognitivbasierte Darstellung wird vom Autor auch als wissensbasiert bezeichnet, da die Modellierung der Relationen zwischen den Idiom-Gruppierungen aufgrund verschiedener Wissensbestände — Tatsachenwissen und Prozeduralwissen — erfolgt. Diese Unterscheidung liegt den beiden Typen der kognitivbasierten Modelle, deklarativ und prozedural, zugrunde. Als metasprachliches Instrument der Beschreibung dienen das von Mel'čuk entwickelte und vom Verfasser modifizierte linguistische Modell „Bedeutung-Text“ sowie Frames, Scripts und Szenarios. Mit diesen Modellen, die als „semantische Experimente“ und nicht als fertige Wörterbuchfragmente zu betrachten sind, strebt Dobrovol'skij eine kognitiv adäquate Erfassung der Idiom-Vernetzung an, d. h. sie sollen psychisch reale Relationen zwischen Idiomen im mentalen Lexikon darstellen. Die behandelten Repräsentationsformen, die nicht weniger kompliziert sind als die Beziehungen zwischen den Idiomen bzw. Idiom-Gruppierungen selbst, werden in drei ausführlichen Fallstudien am Material geläufiger deutscher Idiome exemplarisch vorgeführt.

Insgesamt ist das vorliegende Buch ein sehr aufschlußreicher und mit Sicherheit zu neuen Diskussionen anregender Beitrag zur Erforschung der Phraseologie. Die hier entwickelten Gedanken zeigen nicht nur neue Wege in der Erstellung nicht-alphabetisch angeordneter Wörterbücher, sie können auch helfen, manche offenen Fragen der traditionellen Phraseologieforschung zu beantworten.

*Bertalan Iker  
(Budapest)*

**András Kertész: Heuristik der deutschen Phonologie. Eine elementare Einführung in Strategien der Problemlösung. — Budapest: Akadémiai Kiadó 1993. 291 S.**

Schon der Titel des zu rezensierenden Werkes signalisiert dem Leser, daß es sich um ein Buch mit einem besonderen Anspruch handelt. Kertész hat keine schlichte „Phonologie des Deutschen“ vorgelegt, also eine, je nach Zielgruppe, mehr oder weniger anspruchsvolle wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes, von der man erwarten dürfte, daß sie den Stand der wissenschaftlichen Diskussion einer Teildisziplin aufbereitet. Wir haben es auch nicht mit einer „Einführung in die deutsche Phonologie“ zu tun, die sich damit begnügt, Lernende mit den Fragestellungen, Methoden und wichtigsten Ergebnissen einer wissenschaftlichen Teildisziplin vertraut zu machen. Kertész hat ein Novum geschaffen, eben eine „Heuristik der deutschen Phonologie“. Was könnte das sein? Eine Einführung in die wissenschaftlichen Verfahren der Problemlösung und der Erkenntnisgewinnung am Beispiel der Phonologie? Oder doch eine Einführung in die Phonologie, die ein besonderes Gewicht auf die (kritische) Auseinandersetzung mit den Problemlösungsstrategien der Disziplin legt? Kertész will das erste: „Das Ziel des Lehrbuchs besteht in der Klärung und Bewußtmachung der Denkstrategien, die bei der Lösung nicht nur phonologischer, sondern *einer jeden Art von Problemen*<sup>1</sup> anwendbar sind.“ (S. 3; Hervorhebung J. E. S.) Das Mittel zur Erreichung dieses Ziels ist die Phonologie, weil man an ihrem Beispiel „auf eine relativ anschauliche und einleuchtende Weise verstehen [kann], wie das Sprachsystem im besonderen und Systeme im allgemeinen aufgebaut sind und funktionieren.“ (S. 2; im Original hervorgehoben)

Dem wahrhaft umfassenden Anspruch des Werkes und seinem elementaren Charakter gemäß, setzt es „überhaupt keine Vorkenntnisse über die Linguistik im allgemeinen und über die Phonologie im besonderen ...“ voraus (S. 3). Diese Kenntnisse soll der Lernende im *ersten Teil* (69 S.) des Buches erwerben, in dem unter dem Titel „Hintergrundkenntnisse“ in „Gegenstand, Methoden und Ziel einer beschreibenden Grammatik“ (1) eingeführt wird und die „Grundlagen der Phonetik“ (2) und Phonologie (3) erworben werden können. Diese Kenntnisse sollen es dem Lerner erlauben, im *zweiten Teil* (115 S.) unter Anleitung des Autors „selbständig“ das Phonemsystem des Deutschen zu erarbeiten und die wichtigsten phonologischen Probleme zu lösen. Der *dritte Teil* (40 S.) „Ausblick am Beispiel des Umlauts“ geht auf die natürliche, die autosegmentale und die lexikalische Phonologie ein. Abgeschlossen wird das Buch durch einen *Anhang*, der neben Lösungen und Glossar ein Nachwort *Zur wissenschaftstheoretischen Grundlegung einer Heuristik der Phonologie* enthält.

Wie es sich im Aufbau andeutet, liegt die Originalität des Lehrwerkes neben der ungewöhnlichen Konzeption vor allem in der Vorgehensweise: Die Studierenden werden mit Problemen konfrontiert, deren Lösungen sie erarbeiten sollen. „Die Probleme bauen aufeinander auf; jedes Problem beruht auf der Lösung des vorangehenden Problems, so daß der Studierende ganze Gedankengänge aus der Lösung von einzelnen Problemen selbständig aufbauen muß.“ (S. 4) Besonders originell ist dabei, daß den Lernenden keinerlei „Kenntnisse“ vorgesetzt werden. Der Autor gibt vor, nur die Prämissen anzugeben und an die jeweiligen „Hintergrundkenntnisse“ explizit zu erinnern. Alle „Kenntnisse“ sollen selbst erarbeitet werden. Auch die „elementaren Hintergrundkenntnisse“, worunter der Autor die gängigen Annahmen der strukturalistischen Linguistik versteht, werden in „heuristische[r] Argumentationsweise“, d. h. „im Rahmen von zugespitzten Problemstellungen und einheitlichen linearen Gedankengängen eingeführt“ (vgl. S. 4). Darüber hinaus soll der Lerner auch „die Methoden der Problemlösung selbständig entdecken“, wozu ihn die jedem Teilkapitel nachgestellte „methodologische Reflexion“ befähigen soll. Zum Entdecken der Methoden, zur Lösung der Probleme und zum Erwerb der Kenntnisse und Hintergrundkenntnisse braucht der Lerner nichts weiter als den auf den ersten vier Seiten viermal angeführten „gesunden Menschenverstand“, der ihn zu „einfache[n] deduktive[n], induktive[n] und analogische[n] Schlüssen“ befähigt (S. 5).

Spätestens an dieser Stelle mag sich der eine oder andere Leser dieser Rezension fragen, ob dies alles denn leistbar ist. Wissenschaftliche Methoden sind Gegenstand kritischer Reflexion, wissenschaftliche Fragestellungen ergeben sich aus dem theoretischen Zugang, Prämissen sind Gegenstand des Diskurses zwischen verschiedenen theoretischen Ansätzen, für nahezu jedes phonologische Problem wurden mehrere ernsthafte Lösungen vorgeschlagen, auch innerhalb derselben Schulen. Diese Heuristik hingegen soll es ermöglichen, daß bei minimalen Prämissen alle Lerner „einheitlich“ und „linear“ für alle Probleme eine Lösung entdecken, „genau *denselben Weg* zurücklegen“ und zur „Konstruktion eines ‘echten’ Phonemsystems“ gelangen (S. 5; Hervorhebung im Original), und dabei beansprucht diese Heuristik, empirisch zu sein (vgl. S. 274f.).

Es spricht für Kertész, daß er in aller Offenheit angibt, wie er angesichts dieser offensichtlichen Schwierigkeiten vorgeht: Er beschränkt sich darauf, „*Standardkenntnisse* zu vermitteln. Deshalb darf dieses Lehrbuch phonologisch gesehen nichts Neues enthalten.“ (S. 5; Hervorhebung im Original). Für den ersten Teil des Buches, die „Hintergrundkenntnisse“, meint der Autor hierzu auf ein „Überschneidungsgebiet bzw. die gemeinsame Grundlage heutiger Theorien“ zurückgreifen zu können, weshalb er „sowohl die wichtigsten strukturalistischen Grundbegriffe als auch einige Termini der generativen Phonologie *innerhalb eines einheitlichen Gedankenganges* an[...]führt, obwohl zwischen der strukturalistischen und der generativen Phonologie [...] *gravier-*

rende Unterschiede bestehen.“ (S. 3; Hervorhebung J. E. S.) Diese Vorgehensweise bezeichnet Kertész als „*theorieneutrale Argumentationsstrategie*“, die „unter einem heuristischen Gesichtspunkt [...] durchaus gerechtfertigt“ sei (S. 3; Hervorhebung im Original). An dieser Stelle sei eingestanden, daß für mich nicht nachzuvollziehen ist, wieso das methodisch äußerst fragwürdige Herauslösen theorieerzeugter Begriffe aus ihrem theoretischen Zusammenhang und das Leugnen der Theorieabhängigkeit wissenschaftlicher Begriffe („*theorienneutral*“) ausgerechnet „unter heuristischen Gesichtspunkten“ gerechtfertigt sein soll. Für den zweiten Teil des Buches, das selbständig zu erarbeitende phonologische System, setzt Kertész dann — immer noch theorieneutral — „*ein bestimmtes bereits vorhandenes phonologisches System voraus* [...]“, das er „in Probleme umwandelt[,], die vom Studierenden zu lösen sind.“ (S. 5; Hervorhebung im Original). Dieses unter dem Stichwort Standardkenntnisse vorgestellte Modell setzt sich aus dem (!) Strukturalismus, Chomsky/Halles SPE-Modell in der Adaption U. Wurzels für das Deutsche und „*zahlreiche[n] andere[n] Ergebnissen*“ aus nicht weiter angeführter Fachliteratur zusammen (S. 6). Diese Auswahl wird u. a. wie folgt begründet: Daß der (!) Strukturalismus und das SPE-Modell „*Standardkenntnisse sind [...] steht außer Frage*“ (S. 5), Wurzel 1981<sup>2</sup> ist „*in einer Standardgrammatik, die in jeder germanistischen Bibliothek vorhanden ist*“ erschienen. Die übrigen Theorieelemente werden nicht begründet (vgl. S. 6).

Im dritten Teil des Buches ist der Autor dann auf „*die Grenzen des [...] heuristischen Ansatzes*“ gestoßen. „*Das, was in den gegenwärtigen phonologischen Kontroversen wirklich interessant und lehrreich ist, läßt sich nämlich auf der theorieneutralen Basis [...] nicht mehr verstehen. Phonologie ist ja schließlich eine theoretische Disziplin [...]. Was in einer solchen Situation heuristisch gesehen thematisiert werden müßte, ist die Art und Weise, wie man mit spezifischen theoretischen Mitteln Probleme löst [...]*“. (S. 6) Ich habe diese Stelle hervorgehoben, weil es die erste der bisher zitierten ist, die sich wissenschaftlich verantworten läßt. Ist es wirklich notwendig zu sagen, daß diese Einsicht auch auf die wahrhaft anspruchsvolle phonologische Theorie Trubetzkoy's und auf Chomsky/Halle anzuwenden gewesen wäre? Man könnte es nun begrüßen, daß Kertész im dritten Teil die Aufgabe einer Heuristik erkannt hat, und es gleichzeitig bedauern, daß diese Aufgabe im Rahmen seines Ansatzes nicht gelöst werden kann, weshalb sich Kertész im dritten Teil zu dem „*Kompromiß*“ entschließt, die neueren phonologischen Theorien nur an einem Beispiel, dem Umlaut, zu demonstrieren (vgl. S. 6-7).

Es bleiben aber Fragen, die geeignet sein könnten, Neugier zu wecken: Wie schafft man es beispielsweise, daß sich Lerner mit Hilfe „*zugespitzter Problemstellungen*“ und des „*gesunden Menschenverstandes*“ phonetische „*Hintergrundkenntnisse*“ selbständig erarbeiten? Schließlich ist die Phonetik eine Wissenschaft mit 120jähriger empirischer Tradition. Sind diese Ergebnisse alle verzichtbar oder erschließt sich alles Wesentliche ohne weiteres dem gesunden Verstand? Nehmen wir ein Beispiel: Kertész stellt seinem Leser die Frage, wie innerhalb von Lautkontinua kleinste lautliche Segmente ermittelt werden können. Hierzu gibt es die Information, daß „*der Phonetiker [...] zunächst beobachten können [wird], daß die Lautbildung auf zwei unterschiedliche Weisen erfolgen kann. Zum einen gibt es Fälle, in denen die Artikulationsorgane eine feste Stellung einnehmen und sich im weiteren dann nicht bewegen. Als Ergebnis entsteht ein gleichbleibendes Segment [...]*“. (S. 49; Hervorhebung im Original). Diese phonetische Einsicht können die Lernenden dann an dem Kunstwort *Flügelflagel* selbständig empirisch nachvollziehen:

Man wird finden, daß gerade dort, wo sich in der schriftlichen Wiedergabe die Grenze zwischen *f* und *l* im Wort *Flügelflagel* befindet, die Artikulationsorgane von einer festen Stellung in eine andere übergehen. Wenn man nun immer an den Stellen des zu beobachtenden Kontinuums, an denen die Artikulations-

organe eine neue Stellung einnehmen, eine Grenzlinie zieht, wird man die einzelnen Segmente dieses Kontinuums erhalten. (S. 49f.)

Und da hatten Phonetiker seit 1933 aufgrund apparativer Untersuchungen geglaubt, in *f* befänden sich die Artikulationorgane in ununterbrochener Bewegung.<sup>3</sup> Der gesunde Menschenverstand weiß es besser. Was macht nun ein Lerner, der aufgrund von Selbstbeobachtungen zu demselben Ergebnis wie Menzerath/de Lacerda gelangt? Versucht er vielleicht da zu segmentieren, wo die Stellung eines Lautes gehalten werden kann. Dann hätte er das Problem, daß er auf diese Weise nur dort segmentieren könnte, wo die Alphabetschrift dies nahelegt. Perzeptionslinguistische Untersuchungen zeigen, daß ein Lautbewußtsein erst mit dem Erwerb des Alphabets entwickelt wird und bei phonetisch ungeschulten Hörern nur in den Grenzen der Schrift besteht.<sup>4</sup>

Eine zweite Frage: Selbst wenn man von einem vorher festgelegten phonologischen System des Deutschen ausgeht, ist es dann möglich, nur durch die wie auch immer geartete Einführung phonologischer Hintergrundkenntnisse und Methoden alle Lerner zu einer einzigen Lösung aller behandelten Probleme zu führen? Auch hierzu ein Beispiel, wie Kertész diese Aufgabe angeht: S. 87 formuliert er das „Grundproblem“, welche der phonetischen Merkmale man als phonologische Merkmale für das Deutsche zu berücksichtigen hat. S. 88 legt er fest, daß bei Vokalen „zum Zweck der Charakterisierung [...] im Hinblick auf die horizontale Zungenbewegung [...] ein Merkmal [genügt]“. Dies könnte den Lerner erstaunen, da Kertész phonetisch von 3 „horizontalen“ Merkmalen ausgegangen ist: vorn, zentral (Schwa-Laut und die *a*-Laute) und hinten. Der Autor hilft ihm hier mit „folgenden Fakten“:

Über die phonologischen Eigenschaften der *a*-Vokale im deutschen Sprachsystem läßt sich folgendes feststellen:

- Die hinteren *u*- und *o*-Laute lassen sich infolge der Umlautbildung in die vorderen *ü*- und *ö*-Vokale überführen: z. B. *rot* — *Röte*, *Luft* — *Lüfte*.
- Auch der *a*-Vokal läßt sich auf eine analoge Weise in einen vorderen *e*- bzw. *ä*-Vokal überführen: z. B. *Gans* — *Gänse*, *Rat* — *Räte*.
- Folglich bilden die zentralen und die hinteren Vokale im Deutschen eine phonologisch einheitliche Klasse.

Ich gestehe, daß es mir nicht leichtfällt, solche heuristisch-phonologischen Argumentationen nachzuvollziehen: Weil *o* und *ö* phonologisch distinktiv sind und *a* und *ä* auch, bilden *o* und *a* eine einheitliche phonologische Klasse? Gilt dann auch: Weil *p* und *t* distinktiv sind und *b* und *g* auch, so bilden *t* und *g* eine phonologische Klasse? Oder sollen die Studierenden hier lernen, daß synchronisch-phonologische Klassenzugehörigkeiten aufgrund diachronischer Beziehungen zu entscheiden sind? Oder sollen die Studierenden hier die Möglichkeiten der Umlautanalyse in der autosegmentalen Phonologie ahnend vorwegnehmen?

Ich breche hier ab und fasse zusammen: Den Ansatz des Buches, den Lerner eine scheinbar theorieneutrale Phonologie „entdecken“ zu lassen, halte ich für problematisch. Dies ist auch nicht dadurch zu heilen, daß der Autor seine Heuristik im Nachwort als „konstruktiv“ deklariert. Er zeigt sich in einem wichtigen Teilbereich nicht ausreichend informiert und arbeitet manchmal mit fragwürdigen Argumenten. Es sei jedoch nicht verschwiegen, daß sich Kertész in weiten Teilbereichen, ganz besonders in dem Kapitel über die konsonantischen Alternationen, gut in der Fachliteratur auskennt und daß der gesamte dritte Teil anregend und lesenswert ist. An einem konkreten Beispiel die Problemlösungsstrategien unterschiedlicher theoretischer Zugänge zu vergleichen, erscheint mir sinnvoll und — heuristisch — lehrreich.



## Anmerkungen

1. Kertész betont ausdrücklich, daß seine Heuristik „im Gegensatz zu anderen Lehrbüchern [...]“ nicht nur „in die wissenschaftliche Forschung [...]“ einführt, sondern über diese hinaus Geltung beanspruchen darf! Vgl. S. 3.
2. WURZEL, W. U.: *Phonologie: Segmentale Struktur*. — In: HEIDOLPH, K.-E. [u. a.]: *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin 1981, S. 898-990.
3. Vgl. MENZERATH, P. — DE LACERDA, A.: *Koartikulation, Steuerung und Lautabgrenzung. Eine experimentelle Untersuchung*. — Berlin — Bonn 1933. (Phonetische Studien. 1.), S. 61.
4. Vgl. SENDLMEIER, W. F.: *Psychophonetische Aspekte der Wortwahrnehmung*. Hamburg 1985. (Forum Phonicum. 35.), S. 72f. u. 86ff.

Jürgen Erich Schmidt  
(Greifswald)

**Monika Schwarz – Jeannette Chur: Semantik. Ein Arbeitsbuch. — Tübingen: Gunter Narr Verlag 1993. 223 S.**

Bis jetzt sind nur wenige Bücher zum Thema Semantik erschienen, die über den theoretischen Rahmen hinaus auch den Charakter eines Arbeitsbuches aufweisen. Im Vergleich zu dem schon bekannt gewordenen *Arbeitsbuch Semantik* von Dieter Wunderlich (1991) unternimmt die vorliegende Arbeit von Monika Schwarz und Jeannette Chur etwas Neues. In dem zuerst genannten Werk stehen vor allem Probleme, Aufgaben und Methoden der Semantik im Vordergrund. M. Schwarz und J. Chur gehen dagegen von grundlegenden Fragestellungen der semantischen Forschung aus und spannen einen Bogen von der traditionellen lexikalischen Semantik über die formale Semantik bis hin zu neuesten kognitiven Ansätzen. Dabei berücksichtigen sie linguistische, psychologische und logische Aspekte der Forschungsarbeit.

Das Buch ist in zwei Teilen gegliedert:

Monika Schwarz: *Semantik, das Fenster zum Geist* (S. 11-114) in vier Kapiteln.

Jeannette Chur: *Das logische Gerüst* (S. 115-192), mit drei Kapiteln.

Im Mittelpunkt des ersten Kapitels, das sich mit den an die moderne Semantikforschung gestellten Fragen beschäftigt, stehen u. a. folgende Schwerpunkte: *Was gehört alles zum semantischen Wissen? Wie ist dieses Wissen in unserem Langzeitgedächtnis gespeichert? Wie aktivieren wir dieses Wissen?*

In dem kurzen wissenschaftsgeschichtlichen Rückblick auf die Fragen der Semantik wird hervorgehoben, daß der Aufschwung der Semantikforschung in den 70er Jahren eng mit der Entstehung der Kognitiven Wissenschaft verbunden ist. M. Schwarz weist mit Nachdruck darauf hin, daß nicht mehr nur die einzelnen Detailanalysen von Bedeutungen und Bedeutungsrelationen, sondern auch das semantische Kenntnissystem und seine Stellung im Gesamtsystem der Kognition im Blickfeld des Interesses stehen.

Das zweite Kapitel befaßt sich in erster Linie mit der lexikalischen Bedeutung. Im Vordergrund steht die in der linguistischen Semantik weit verbreitete Merkmalhypothese. Trotz vieler ungelöster Probleme, die z. B. den Status der semantischen Merkmale und die Trennung zwischen semantischem und enzyklopädischem Wissen betreffen, läßt sich zusammenfassend feststellen, daß die Komponentenanalyse als Instrument zur Beschreibung und Darstellung von bestimmten Teilen des lexisch-semantischen Systems gut geeignet ist. M. Schwarz betont aber, daß die Merkmaltheorie in ein psychologisch plausibles Modell des semantischen Gedächtnisses und in ein Modell der Sprachverarbeitung zu integrieren ist.

Im folgenden werden die Annahmen der klassischen, merkmalsorientierten Kategorisierungstheorie revidiert. Für viele Phänomene, die im Rahmen der Merkmalstheorie nicht erfaßt werden können, bietet die Prototypentheorie als eine Ergänzung zur Merkmalstheorie eine Erklärung.

Die Autorin geht außerdem auch auf Probleme im Zusammenhang mit semantischen Relationen, mit der Wortfeldtheorie sowie mit Denken und Sprechen ein.

Kapitel 3 ist den Problemen der Referenztheorie gewidmet. M. Schwarz setzt sich verstärkt mit den prozeduralen Aspekten der semantischen Kompetenz auseinander. Grundlegende Fragen werden hier angesprochen: *Mit welchen Ausdrücken referieren wir? Worauf referieren wir? Wie kommt erfolgreiche Referenz im Kommunikationsakt zustande?*

In dem nächsten Kapitel können wir einen Einblick in den Prozeß der Metaphernbildung gewinnen. In früheren Semantiktheorien wurden Metaphern als semantische Abweichungen aufgefaßt. Jetzt wird betont, daß die Metaphernbildung eher Ausdruck unserer kognitiven und sprachlichen Kreativität ist.

Im ersten Teil der Arbeit geht es in erster Linie um die Semantik von Wörtern. In der Sprache kommen jedoch nicht nur einzelne Wörter vor, sondern diese stehen meistens in komplexeren sprachlichen Strukturen. Der Leser wird im fünften Kapitel mit beiden großen Strömungen der Satzsemantik — der wahrheitswertfunktionalen Semantik und der Situationssemantik — vertraut gemacht.

Im Kapitel 6 wird dargestellt, wie die formale Semantik versucht, die *Bedeutung* mit Hilfe einer formalen Metasprache zu erfassen. Die Grundlage der Logiksysteme ist die Aussagenlogik. Ihre Grundstrukturen sind auch in den anderen Logiksystemen wie Prädikatenlogik, Modallogik, mehrwertige Logik, Situationssemantik, Diskursrepräsentationsystemen zu erkennen. An erster Stelle der Überlegungen stehen dementsprechend Grundkenntnisse der Logik, die Voraussetzung für die Beschäftigung mit formaler Semantik sind.

Von den Problemen der Aussagenlogik wird u. a. darauf hingewiesen, daß sie vom Inhalt der Sätze ganz abstrahiert. Jeder Proposition wird dabei je eine Satzvariable zugeordnet, mit denen dann gearbeitet wird, unabhängig davon, ob der Text sinnvoll ist oder nicht. Es wird nur untersucht, wie sich der Wahrheitswert des durch eine komplexe Formel dargestellten Textes ändert, wenn der Wahrheitswert einer der Propositionen verändert wird.

Nach der Einführung in die Aussagenlogik folgt der Einstieg in die Prädikatenlogik. Dabei wird der Satzinhalt schon mit erfaßt. Auch sie ist eine Logik der deklarativen Sätze, so können Wünsche, Fragen etc. nicht berücksichtigt werden. Alle Junktoren, bekannt schon aus der Aussagenlogik, gelten auch für die Prädikatenlogik. Im Gegensatz zur Aussagenlogik kommen darin jedoch keine Satzvariablen vor, weil die Sätze weiter formalisiert und zerlegt werden. Die Autorin zeigt auch die Grenzen der Prädikatenlogik auf. Daher sind — auf der Grundlage der Prädikatenlogik — auch weitere Logiksysteme entstanden. Die Erweiterungen der Logik (dreiwertige Logik, Modallogik, intensionale Logik) dienen immer dazu, ein Problem zu lösen, das mit dem bisherigen Modell nicht erfaßt werden kann. Eine bedeutende Änderung ist auch die Hinwendung zur Situation oder zum Ereignis, so daß sich Begriffe wie „Situations-“ bzw. „Ereignislogik“ etablieren. Es ist wesentlich hervorzuheben, daß die abschließende Beurteilung der verschiedenen Systeme, deren Entwicklung noch anhält, in diesem Arbeitsbuch nicht erfolgen kann.

In dem letzten Kapitel werden Ansätze zur Semantik von Textabschnitten erläutert.

Im Schlußwort: *Der Vorhang zu und viele Fragen offen* wird darauf aufmerksam gemacht, daß viele Bereiche und Einzelfragen der Semantik einer weiteren und noch intensiveren Forschungsarbeit unterzogen werden müssen. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang nur einige zentrale Fragen, wie die nach der Repräsentation und der

Aktivierung von Bedeutungen im mentalen Lexikon, die nach dem Verhältnis zwischen semantischen und konzeptuellen Repräsentationen und nicht zuletzt die nach der Kontroverse zwischen Mögliche-Welten-Semantik und Situationssemantik.

Zu jedem angegebenen Themenbereich werden zum einen Kontrollfragen mit Lösung in dem sich daran anschließenden Text, zum anderen Übungsaufgaben am Ende eines jeden Kapitels bzw. Unterkapitels ohne Lösung gestellt. Eine Art Kontrollmöglichkeit zu diesen Aufgaben bieten die Lösungsvorschläge im Kapitel 9. Neben den spezifischen Literaturempfehlungen im Text bietet das Buch auch eine zusammenfassende und weiterführende Bibliographie. Im Glossar wird zunächst die Bedeutung der im Arbeitsbuch verwendeten Piktogramme erläutert, ferner werden die wichtigsten Fachtermini knapp definiert.

Das vorliegende leserfreundliche Buch dient als Grundlage für Seminare zur modernen Semantikforschung. Aufgrund der guten methodisch-didaktischen Aufbereitung und des Lösungsteils kann es von Linguisten und an semantischen Problemen interessierten Nichtspezialisten zur Orientierung über etablierte sowie neuere Positionen der semantischen Forschung verwendet werden. Und nicht zuletzt ist es von seinem Arbeitsbuchcharakter her auch zum Selbststudium geeignet. Meines Erachtens haben die Autorinnen dieses leicht verständlichen und anwendungsorientierten Buches ihre Zielsetzung erfüllt. Linguisten, Germanistikstudenten und andere an semantischen Fragestellungen Interessierte werden in die Lage versetzt, sich auch selbständig mit weiterführender Literatur zur Semantik auseinanderzusetzen.

*József Tóth*  
(Szombathely)

**Dieter Stellmacher: Niedersächsischer Dialektzensus. Statistisches zum Sprachgebrauch im Bundesland Niedersachsen. (ZDL Beihefte 88.) — Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1994. 124 S.**

Der anerkannte Kenner des Niederdeutschen Dieter Stellmacher hat es unternommen, anhand detaillierter statistischer Angaben eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme der Sprachsituation in Niedersachsen zu erstellen. Das Resultat ist eine soziolinguistische Monographie, die aufgrund ihrer Aktualität und ihres umfassenden Charakters einen würdigen Platz in den ZDL-Beiheften bekommen hat. Aktuell ist sie aus dem Grunde, daß den gängigen Meinungen über die deutschen Dialekte, daß es nämlich im Süden eine große Solidarisierung mit der Mundart gibt, im Norden dagegen der Dialekt als sozial nachteiliges Kommunikationsmittel empfunden wird, hiermit wissenschaftlich fundierte und statistisch belegte Angaben entgegengestellt werden.

Die Monographie enthält neben einer Übersichtskarte über die Sprachlandschaft Niedersachsen eine kurze Einleitung, eine sprachgeschichtliche Einführung, eine Forschungsübersicht, das Kapitel über die tatsächlichen Umfrageergebnisse, eine Zusammenfassung mit einem Literaturverzeichnis sowie einen Appendix mit den ausschließlich auf den Sprachgebrauch bezogenen Fragen des Fragebogens.

Zu dem in der Gemeinsprache gebräuchlichen „Plattdeutsch“ gibt es unzählige Äußerungen und Meinungen, doch diese bunte Vielfalt erhält erst aufgrund verlässlicher Zahlen und Angaben etwas Genaueres, denn „in der Sprachwissenschaft geht es oft nur darum, etwas zu begründen, was man als Sprecher schon weiß ...“ (S. 2).

Eine der Ursachen, warum es so intensive Forschungen zum Niederdeutschen gibt, ist wohl sein auffallender Unterschied zum Hochdeutschen, aber auch der Umstand,

daß die meisten theoretischen Arbeiten in ihrem Ansatz teilweise veraltet, einige in ihrer Methode und Repräsentativität mangelhaft, aber insgesamt unvergleichbar sind, weil sowohl Erhebungsorte als auch Termine und Erhebungsziele weitestgehend divergieren.

Aus der sehr interessanten, leider eher zu kurz geratenen sprachgeschichtlichen Einführung geht hervor, daß in der Entwicklungsgeschichte des Niederdeutschen vom Dialekt über den Schreibdialekt und die Schriftsprache bis zur Standardsprache mehrere Zwischenstufen nachzuvollziehen sind.

Der bekannte Beleg des „Heliand“-Epos vom 9. Jahrhundert ist in der Geschichte des Niedersächsischen nicht nur eine bloße Form des verschriftlichten Dialekts gewesen, sondern eine Kunstsprache, ein Schriftdialekt, mit dem die Vorherrschaft des Latein überwunden wurde. In der Zeit zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert entwickelte das Mittelniederdeutsche, auch Hansesprache genannt, eine Schreibsprache (gebunden an die Stadt Lübeck), die breite Anwendung fand. Diese Streifzüge in der Sprachgeschichte des Niedersächsischen berichten dann über eine relativ frühe norddeutsche Zweisprachigkeit (hochdeutsche Schreibsprache — niederdeutsche Sprechsprache), wobei die später zurückgedrängte niederdeutsche Sprache ihren „guten Ruf“ als ehemalige Schreibsprache mit nicht wenig Stolz behalten konnte.

Die sehr ausführlich behandelte Forschungsübersicht gibt uns einen Einblick in die bislang 30 vorliegenden Studien zum Gebrauch des Niederdeutschen. Teilweise handelt es sich hier um kleinere, auf einen Ort ausgerichtete, auch nicht unbedingt wissenschaftlich angelegte Untersuchungen, doch finden sich darunter auch repräsentative Ortsuntersuchungen. Alle genannten Studien bezeugen eine mehrsprachige Situation in Niedersachsen, wobei in den neueren Studien eher ein gewisser Pessimismus bezüglich der Zukunft des Niederdeutschen anklingt.

Wie aus dem Kapitel „Dialektzensus“ zu erfahren ist, stammen die zur Analyse verwendeten Angaben aus einer repräsentativen Umfrage der Gesellschaft für Angewandte Sozialpsychologie Bremen (GETAS), die diese unter wissenschaftlicher Begleitung durch die Fachvertreter für niederdeutsche Sprachwissenschaft an den Universitäten Göttingen, Kiel, Hamburg und Münster 1984 durchgeführt hat.

Zur Bewertung der aus dem ehemals bundesrepublikanischen Niedersachsen stammenden Angaben wurden auch die Befragungsverfahren reflektiert, die, wie es der Fachliteratur zu entnehmen ist, bei der empirischen Sprachforschung ausschlaggebend sein können. Die soziolinguistische Dateninterpretation verlangt darüberhinaus dialektgeographische, sprachsoziologische und sprachgeschichtliche Erfahrungen und Techniken, die in dieser umfassenden Monographie zur vollen Entfaltung gelangen.

Der Fragebogen selbst umfaßt 54 Hauptfragen mit zahlreichen Subfragen, die bis in die Einzelheiten eine breitgefächerte Differenzierung der Antworten gewährleisten. Angefangen von den zentralen Fragen der Sprachkompetenz, des Sprechkönnens, über die Erwerbssituation, den Sprachenwechsel, die Verstehens-, Schreib- und Lesefähigkeit, bis zu einzelnen Gesprächssituationen und der Frage nach dem Medienkonsum in „Plattdeutsch“ haben wir einen höchst professionell erstellten Fragebogen vor uns.

Die Hauptauffälligkeit bei der Auswertung der Umfrageergebnisse ergibt sich aus dem Vergleich zwischen dem nördlichen und dem südlichen Landesteil, wo der dialektstärkere, landwirtschaftlich geprägte Norden dem dialektschwächeren, verhochdeutschen, mehr industriell geprägten Süden entgegensteht, das Gegenteil also von dem Gefälle, das wir von dem Territorium ganz Deutschlands kennen.

Dieses Süd-Nord-Gefälle durchzieht übrigens alle Fragengruppen und wird an handlichen und sehr ansprechenden Graphiken veranschaulicht.

Bereits die große Motivation der Versuchspersonen läßt ahnen, daß hier eine Sprachprestigefrage im Spiel ist: Dialektgebundenheit korreliert unmittelbar mit der



Prestigefrage. Selbst im dialektschwächeren südlichen Teil Niedersachsens erfreut sich der nordniedersächsische Dialekt hohen Ansehens.

Eine ausgeprägte zweisprachige Situation ist charakteristisch für den Norden, im Süden Niedersachsens jedoch ist diese Bilingualität nicht so ausgeprägt, weil hier der Dialekt eher die Rolle eines Kulturdialekts innehat.

Wer von beiden Elternteilen wann und wie mit den Kindern Dialekt spricht, ist auch ein Gradmesser der Beständigkeit des Dialekts. Auch hier divergieren Norden und Süden, wobei zu vermerken ist, daß in Bayern z. B. erheblich mehr Jugendliche an ihren Heimatdialekt gebunden sind als im nördlichen Teil Niedersachsens. Der Gebrauch des Dialekts in der Kirche, im Berufsleben sowie der Medienkonsum sind wichtige Parameter des tatsächlichen Einsatzes einer Sprache im Alltagsleben, wie das in Nordniedersachsen nachzuweisen ist, weniger oder aber gar nicht im Süden.

Die altersmäßige Verteilung des Dialektgebrauchs weicht nicht von der in der Fachliteratur bekannten ab: die mundartfeste ältere Generation und die ihrer Mundart gegenüber weniger tolerante jüngere Generation gestalten das bekannte Bild.

Was die Aussichten des Niederdeutschen anbelangt, haben wir es hier, im Vergleich zu manch anderen Dialekten, nicht so schwer: die Prognosen sind weder eindeutig negativ noch positiv. Gelingt es, in der Zukunft die Dialektgebundenheit des nördlichen Teils beizubehalten, so kann vieles gerettet werden und vor allem, es könnte als Vorbild für andere Regionen gelten. Natürlich ist man sich darüber im klaren, daß Vorbilder dieser Art wohl wenig effizient sein können, doch soll auch dem Dialektologen ein Hoffnungsschimmer für weitere Betätigungsfelder bleiben.

Vorliegendes Werk ist somit nicht nur ein großangelegtes Summarium des Niederdeutschen der 80er Jahre dieses Jahrhunderts, sondern zugleich ein soziolinguistisches Standardwerk zum Sprachgebrauch eines prestigehohen Dialekts. Mißt man den Autor an den selbst gestellten Ansprüchen, so kann man diese ohne Einschränkung als erfüllt betrachten. Die exakte Auswertung der Umfrageergebnisse beschließt die ausführliche Repräsentation der Daten und die damit verbundene gut gelungene soziolinguistische Bewertung.

*Elisabeth Knipf*  
(Budapest)

**Heide Wegener: Die Nominalflexion des Deutschen — verstanden als Lerngegenstand. (Reihe Germanistische Linguistik 151). — Tübingen: Niemeyer 1995. 186 S.**

Die Autorin der bereits als Klassiker anzusehenden Studie zum Dativ<sup>1</sup> veröffentlicht in ihrem neuen Buch „die deskriptiv-linguistischen Teile“<sup>2</sup> ihrer 1992 an der Universität Augsburg fertiggestellten Habilitationsschrift über die Flexionsmorphologie des Deutschen im kindlichen Zweitspracherwerb.<sup>3</sup>

Zielsetzung der Arbeit ist nicht einfach die Beschreibung der Nominalflexion des Deutschen, sondern — wie bereits im Titel durch den Zusatz „verstanden als Lerngegenstand“ angedeutet — deren Betrachtung aus der Lernerperspektive. Was bedeutet dies nun genauer? Bei der Bestimmung der Lernerperspektive ist ja vor allen Dingen zu klären, was für Lerner damit gemeint sind. Die empirischen Untersuchungen der Autorin hatten den Erwerb der Nominalflexion im natürlichen Zweitspracherwerb von Grundschulkindern zum Gegenstand, dem Titel ihrer Habilitationsschrift ist außerdem zu entnehmen, daß sich die Datenerhebung auf „Kinder mit türkischer, polnischer und

russischer Erstsprache“ erstreckte. Lernerperspektive bezieht die Autorin aber nicht nur auf DaZ-Erwerb, sondern auch auf DaF-Unterricht. Dementsprechend will sie einen jeden mit ihrer Arbeit ansprechen, der sich professionell mit DaZ-Erwerb und/oder DaF-Unterricht beschäftigt. Anvisierte Adressaten sind also „Psycholinguisten und Spracherwerbsforscher, Didaktiker und Lehrwerkautoren bzw. Lehrer“ sowie „hoffentlich auch ‘nur’ an Grammatik interessierte Germanisten“.<sup>4</sup> Die Verfasserin will also eine vielschichtige, heterogen zusammengesetzte Lesergruppe erreichen. Man kann sich nun mindestens so viele Rezensionen wünschen wie unterschiedliche Adressatentypen erwähnt werden. Meine Perspektive ist die einer Auslandsgermanistin, die an Problemen der deutschen Morphologie auch aus theoretischer Sicht interessiert ist, daneben aber auch von der Lernerperspektive gleich in mehrfacher Hinsicht betroffen ist: sowohl durch kritische Selbstbeobachtung im immerwährenden Prozeß des Erwerbs des Deutschen als Fremdsprache als auch durch Erfahrungen als DaF-Lehrer und Hochschullehrer.

Im folgenden werde ich der Frage nachgehen, worin sich die Lernerperspektive in der Deskription im einzelnen äußert.

Die systematische Einbeziehung der Lernerperspektive spiegelt sich erstens in der Gliederung der Arbeit. Der Einführung, in der die Zielsetzungen des Buches und die Lernaufgabe im Zusammenhang mit dem Erwerb der deutschen Nominalflexion umrissen werden, folgt die Darstellung der Numerus-, Genus- und Kasusmarkierung jeweils in drei gesonderten Abschnitten. Jedem dieser drei Kapitel liegt folgende innere Gliederung zugrunde: Den deskriptiven Teilen, in denen die Funktionen und Markertypen der Kategorien der Nominalflexion sowie deren Systematizität in Form von unmarkiert-regulären, markiert-regulären Regeln und irregulären Fällen dargestellt werden, schließen sich Reflexionen über die psychische Realität der postulierten Regeln an. Danach folgen Erörterung der Validität, Salienz und Frequenz der Marker der einzelnen Flexionskategorien, sowie „didaktische Überlegungen“, d. h. Vorschläge zur Anwendung der in den vorangehenden Teilen gewonnenen linguistischen Erkenntnisse im DaZ- bzw. DaF-Unterricht, wobei Lehrwerkanalyse und Probleme der Progression im Vordergrund stehen. Abgerundet wird die Arbeit durch die „Schlußüberlegungen“, in denen die Komplexität der deutschen Flexionsmorphologie als Lerngegenstand resümierend betrachtet wird.

Die konsequente Berücksichtigung der Lernerperspektive äußert sich zweitens auf konzeptueller Ebene in der Bestrebung, „die im heutigen Deutsch noch vorhandenen und vom Lerner erkennbaren systematischen Strukturen“<sup>5</sup> zu ermitteln. Hier taucht natürlich die Frage auf, wie die Erkenntnisgewinnung in diesem interdisziplinären Bereich methodologisch abgesichert werden kann. Man darf dabei nicht aus dem Auge verlieren, daß die Ermittlung der vom Lerner erkennbaren Regularitäten bei Heide Wegener letztendlich dem Zweck dienen soll, eine Grundlage für ihre empirischen Untersuchungen zur Nominalflexion im natürlichen Zweitspracherwerb bei Kindern mit türkischer, polnischer oder russischer Erstsprache zu gewährleisten. Die Autorin scheint ihre primäre Zielsetzung stellenweise zu vergessen, wenn sie ohne systematische Präsentation der von ihr erhobenen Erwerbsdaten aufgrund der von ihr ausgearbeiteten — übrigens sehr beachtenswerten — deskriptiven Generalisierungen unter Zuhilfenahme der Konzepte Validität, Salienz und Frequenz (letzteres auf den Grundwortschatz bezogen) meint, darauf schließen zu können, was vom Lerner an systematischen Strukturen erkannt wird. Die Autorin geht noch einen Schritt weiter: aufgrund der ermittelten systematischen Strukturen, die ihrer Ansicht nach vom Lerner erkannt werden können, unterbreitet sie unter Zuhilfenahme der Hierarchisierung der Regularitäten Didaktisierungsvorschläge für die Steuerung der Lernprozesse unter DaZ-Bedingungen und für den DaF-Unterricht. Problematisch erscheinen mir an diesem Ansatz folgende Punkte: die Annahme, daß eine Gewichtung der über deskrip-

tive Generalisierungen gewonnenen Regeln der Zielsprache ohne Berücksichtigung der konkreten Lernbedingungen (Alter der Lernenden, Erstsprache usw.) vorgenommen werden könnte, die Verwischung der Unterschiede zwischen natürlichem Zweitspracherwerb und DaF-Unterricht, sowie die meines Erachtens allzu gewagten Sprünge zwischen Strukturbeschreibungen und Spracherwerbsmechanismen.

Es sei außerdem auf drei Ungenauigkeiten hingewiesen. Die erste betrifft die Subsumierung bestimmter Pseudosuffigierungen unter die echten Suffixbildungen in Tabelle G3 auf S. 73-74, wie z. B. *-ig* in *König*, *Honig*, *Käfig*. Die zweite bezieht sich auf die allzu lockere Handhabung des Konzepts der Markiertheit. Dies kommt besonders auf S. 120-124 kraß zum Vorschein, wo der Ausdruck „prototypisch“ neben „unmarkiert“ in synonymischen Kontexten verwendet wird. Angesichts des Prototypenbooms der letzten Jahre sollte auf eine genaue Definition des Konzepts „Prototyp“ und „prototypisch“ besonderer Wert gelegt werden, sonst setzt man sich der Gefahr der Begriffsaufweichung aus. Bei der dritten Ungenauigkeit handelt es sich schließlich um gewisse Widersprüche bei der Behandlung der Kategorien 'Plural' und 'Genus'. Die wichtigsten von Heide Wegener postulierten Pluralregeln sind genusbasiert, was zur Folge hat, daß der Lernende als Voraussetzung zur korrekten Anwendung der Pluralregeln über die Information des entsprechenden Genus verfügen muß. In der Unterrichtspraxis scheint demnach also bei Plural und Genus lexikalisches Lernen — ein didaktisches Konzept, gegen welches die Autorin in ihrem Buch einen Frontalangriff startet — doch nicht ganz fehl am Platz zu sein. Ich bin der Ansicht, daß sich lexikalisches Lernen mit regelgestütztem und paradigmatischem Lernen sehr gut kombinieren läßt.

Daneben möchte ich aber auch einige aus meiner Sicht besonders gut gelungene Passagen hervorheben, die sich alle dadurch auszeichnen, daß wesentliche Züge des gegenwärtigen Forschungsstandes hinsichtlich der betreffenden theoretischen Konzepte auf Strukturen des Deutschen bezogen allgemeinverständlich zusammengefaßt werden: Dies sind vor allem die Darstellung des Diskussionsstandes um die Konfigurationsproblematik und um die lexikalischen und strukturellen Kasus, die Einführung in die DP-Analyse sowie der Vergleich des Prinzips der morphologischen Realisierung mit dem Prinzip der monoflexivischen Kooperation. An diesen Passagen wird zudem deutlich, daß es keine theorieneutrale Deskription geben kann. Besonders hervorzuheben ist außerdem die Berücksichtigung von Entwicklungstendenzen, so vor allem die Darstellung der Umstrukturierungsprozesse im Kasussystem, wobei ich allerdings die Erwähnung der Forschungsergebnisse von Elisabeth Leiss zum Genitivschwund vermißt habe.<sup>6</sup>

Zum Schluß seien mir noch zwei Bemerkungen zum formalen Apparat erlaubt. Die fehlenden bibliographischen Angaben im Literaturverzeichnis erschweren zum Teil erheblich die weiteren Recherchen. Insbesondere angesichts der Mehrfachadressierung des Buches würde man sich auch ein Sachregister (wie dies in der RGL-Reihe eigentlich schon die Regel ist) wünschen, mit Hinweisen zur Einführung von wichtigen Termini und Schlüsselbegriffen.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß der Leser — zu welcher der anvisierten Adressatengruppen er auch gehören mag — eine anregende Arbeit in die Hand nehmen kann. Die besondere Bedeutung des Buches liegt im Versuch, einen Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis zu schaffen, und es gehören eben auch viele offene Probleme dazu. Meine oben dargelegten kritischen Bemerkungen sollen den Wert des Buches keineswegs schmälern, sie wollen vielmehr zum Nachdenken darüber unter Bezugnahme auf das jeweils angesprochene Tätigkeitsfeld einladen. Bestimmte Inkonsistenzen sind meines Erachtens größtenteils auf den Umstand zurückzuführen, daß es sich bei vorliegender Arbeit nur um Teile eines ursprünglich als geschlossene Einheit konzipierten Werks handelt. Meine Ausführungen schließe ich in der Hoffnung, daß

der Forschung möglichst bald der Gesamttext der Habilitationsschrift von Heide Wegener zusammen mit den Ergebnissen der Längsschnittuntersuchung zugänglich gemacht wird.

### Anmerkungen

1. WEGENER, HEIDE: *Der Dativ im heutigen Deutsch*. — Tübingen: Narr 1985. (= Studien zur deutschen Grammatik 28).
2. Zitiert nach dem Vorwort.
3. WEGENER, HEIDE: *Kindlicher Zweitspracherwerb*. Untersuchungen zur Morphologie des Deutschen und ihrem Erwerb durch Kinder mit türkischer, polnischer und russischer Erstsprache. Eine Längsschnittuntersuchung. — Habilitationsschrift, Universität Augsburg, 1992.
4. Zitiert nach dem Vorwort.
5. Zitiert nach dem Vorwort.
6. Vgl. dazu u. a. LEISS, ELISABETH: *Grammatische Kategorien und sprachlicher Wandel: Erklärung des Genitivschwunds im Deutschen*. — In: BAHNER, WERNER – SCHILDT, JOACHIM SCHILDT – DIETER VIEHWEGER, DIETER (HRSG.): *Proceedings of the XIVth International Congress of Linguists (Berlin/GDR 1987)*. Berlin 1991. 3 Bände, Band II, S. 1406-1409.

Rita Brdar-Szabó  
(Budapest)

## Bernd-Dietrich Müller: Wortschatzarbeit und Bedeutungsvermittlung. Fernstudieneinheit 8. — Berlin: Langenscheidt 1994. 119 S.

Unter dem Titel *Wortschatzarbeit und Bedeutungsvermittlung* hat Bernd-Dietrich Müller das Fernstudienangebot der Universität Tübingen, der Gesamthochschule Kassel und des Goethe-Instituts im Bereich Deutsch als Fremdsprache mit einer neuen Einheit erweitert. In diesem Band hat der Verfasser die Bearbeitung der Wortschatzvermittlung an dem Punkt angefangen, wo bisher die Mehrheit der Forschungsarbeiten damit aufhörte. Obwohl es aus dem Titel nicht hervorgeht, fokussiert das Buch vor allem auf die landeskundlichen Aspekte der Bedeutungsvermittlung und stellt dadurch neue Wege der Wortschatzarbeit im Fremdsprachenunterricht vor.

Die integrierte Behandlung von Theorie und Praxis der Wortschatzdidaktik, ein bedeutendes Positivum des Werkes, stellt mit Sicherheit alle Lehrenden zufrieden, die aufgrund von lerntheoretisch recht begründeten und in der Anwendung detailliert präsentierten neuen Vorstellungen ihre Unterrichtsmethoden überprüfen und eventuell modifizieren wollen. Vermutlich mit dieser Intention nähert sich der Autor der Thematik aus der Richtung der Lernpsychologie und gibt in Kapitel 1 eine modellhafte Darstellung der Strukturierung des Wortschatzes im Gedächtnis, wobei er von den allgemeinemenschlichen Spezifika der Assoziation ausgehend immer zielstrebig an die von kulturellen Faktoren bedingten Unterschiede appelliert. Kapitel 2 verdeutlicht exemplarisch die Beziehung von Wortbedeutungen zu gesellschaftlich-kulturell spezifischen Begriffsbildungen, und weist zugleich auf mögliche interkulturelle Kommunikationsstörungen hin, die aus der Ignorierung solcher Aspekte des Wortschatzbeherrschens heraus entstehen. Aus den theoretischen Erwägungen der ersten zwei Kapitel heraus werden im Hauptteil des Buches die unterrichtlichen Realisierungsmöglichkeiten des Konzepts entfaltet, die in den hauptsächlich praktischen Fragen gewidmeten drei letzten Kapiteln unter drei verschiedenen Perspektiven diskutiert werden. In



Kapitel 3 werden Techniken der landeskundlich orientierten Bedeutungsvermittlung erläutert, zu denen in Kapitel 4 spiegelbildlich Strategien der Verständniskontrolle aufgestellt werden. In Kapitel 5 wird ein Weg gezeigt, wie die Initiative der Lernenden bei der Erschließung der kulturbezogenen Bedeutung von Wörtern in den Vordergrund gestellt werden kann.

Müllers innovativer Ansatz läßt sich am deutlichsten an dem von ihm recht eigenartig verwendeten Begriff der Wortschatzarbeit demonstrieren. Anstatt einer klassischen „extensiven“ Wortschatzarbeit — die ihre Normen in der Quantität der beherrschten Vokabeln mißt — fördert der Autor eine intensive Auseinandersetzung mit lexikalischen Einheiten, wobei Lernende relativ eingehend jeweils mit einer beschränkten Anzahl von bereits bekannten Grundwörtern operieren, um einen Einblick in ihren Symbolwert im Zielsprachenland zu gewinnen. (Ein Beispiel: Fortgeschrittene analysieren die kulturbezogene Bedeutung von „Familie“.) Die Funktion und Relevanz solcher Wortschatzkenntnisse in der interkulturellen Kommunikation kann dabei nicht bezweifelt werden, sogar die angeführte Methode scheint — mit gewissem Vorbehalt — zweckgemäß zu sein, aber begriffliche Probleme können dadurch bestimmt hervorgerufen werden. Für konservativere Leser stellt sich nämlich sicherlich die Frage, ob so eine langatmige Beschäftigung mit einem Wort überhaupt als Wortschatzarbeit zu bezeichnen sei. Zweifel dieser Art werden sich beim Lesen einer vorgeschlagenen Jahresplanung (S. 37-39) wohl weiter steigern, weil dort unverkennbar die wohlbekannten traditionellen Themenkreise des Fremdsprachenunterrichts (wie „Begrüßen“, „Beruf“, „Freizeit“) mit landeskundlichen Informationen versehen werden, was die Mehrheit der Deutschlehrer in der eigenen Praxis — vielleicht nicht unter der Kategorie der Wortschatzarbeit — tatsächlich realisiert. Eine solche potentielle Abneigung gegen das vorgeschlagene Konzept darf keinesfalls als grundsätzliche Ablehnung des Gesamtansatzes interpretiert werden; vielmehr ist sie bloß eine Folge der stellenweise etwas extrem (z. B. im Falle der „Familie“ mit Fortgeschrittenen) und zu verallgemeinernd (wie in der Jahresplanung) gewählten Beispiele sowie der zu weitläufigen Auseinandersetzung mit ihnen um der Präsentation willen.

Der im Buch als Zentralbegriff fungierende Ausdruck „kulturspezifische Bedeutung“ — mit dem der Verfasser die für eine Kulturgemeinschaft kollektiv charakteristischen Assoziationen zu Wörtern bezeichnet — wird erfreulicherweise nicht nur mit fertigen Beispielen illustriert. Sein Stellenwert kann durch die vielfältigen Möglichkeiten des Experimentierens — z. B. Beobachtung von Dialogen ohne einschränkenden Kommentar des Verfassers, Schreiben von Gedichten zum Vergleich mit einem deutschen Gedicht, fiktives Phantasieren über mögliche Hintergrundbedeutungen von Wörtern aus verschiedenen Perspektiven, (eine äußerst lehrreiche Zusammenstellung von solchen Aufgaben ist am Ende des zweiten Kapitels zu finden) — durch den Leser entdeckt, bewertet und relativiert werden. Gerade diese hautnahe Beschäftigung mit diesem Phänomen macht zugleich auf einige Problemfälle aufmerksam. Da der Begriff inhärent keine klar definierbaren Kriterien und Grenzen hat, ist er mit anderen ähnlichen Erscheinungen leicht zu verwechseln. So werden meines Erachtens kontextbedingte (und weniger von der Kultur abhängige) Symbolwerte von Wörtern — denen man vor allem in literarischen Texten öfters begegnet —, beispielsweise von „allein“ oder „sich nett unterhalten“ in der Geschichte „Begegnung im Café“ von Ilse Schweizer (S. 44) in vielen Fällen als kulturspezifisch deklariert.

Selbst wenn man an der einen oder anderen Stelle einige hinsichtlich der Konzeption auch nicht allzu relevante Einwände gegen bestimmte Beispiele haben kann, macht das Buch durch sein bewußtes, systematisches Vorwärtsschreiten von der Theorie zur Praxis leicht den Eindruck der problemlosen Realisierbarkeit des Ansatzes im Unterricht. Stellt man sich aber bei der Lektüre die Schülergruppen in der Praxis vor, so sieht man das Konzept wohl doch etwas pessimistischer. Mit solchem Blick kann man

parallel mit der Hinwendung zu praktischen Fragen eine schrittweise Entfernung von der Unterrichtswirklichkeit entdecken. Während ich bei der Realisierung der Vermittlungstechniken und Strategien zur Verständniskontrolle die Schwierigkeit bloß in der von den Lernenden immer wieder kritisierten quantitativen Ineffektivität sehe — die Methode solle ihnen nicht helfen, noch schneller zur Mittelstufenprüfung zu kommen —, scheinen die Suchfragen schon in der Theorie problematisch zu sein. Angenommen, daß der Autor durch das Nichtdefinieren der potentiellen Zielgruppen für den Ansatz eine tatsächlich so unbeschränkte Verwirklichung für möglich hält, erscheint mir die vorgeschlagene Strategie mit den Suchfragen als eine utopische Unterrichtsvorstellung. Von Lernenden wird hierbei nämlich erwartet, daß sie in einem Text die fünf fremdkulturell stark beladenen Wörter auffinden können, um ihre kulturspezifischen Bedeutungen mit Hilfe zielgerichteter Fragen von dem Lehrenden zu erfahren. Dies würde entweder eine Parallellität zwischen den beiden betroffenen Kulturen voraussetzen, oder ein ständig verdächtigendes Herangehen an jedes einzelne Wort. Das erstere macht die Suchfragen redundant, weil sich der Lernende auch alleine orientieren kann, das letztere hebt die Fähigkeit des Selektierens von wenigen Wörtern für eine intensive Wortschatzarbeit auf.

Weitere Aspekte hinsichtlich der Realisierungsmöglichkeiten ergeben sich aus der Untersuchung der ungarischen Spezifika der Rezeption. Da der Verfasser seine Präsentationsbeispiele offensichtlich im Hinblick auf von der deutschen relativ fern stehende Kulturen entfaltet, kann ein wesentlicher Teil von ihnen einem ungarischen Lehrenden sinnlos vorkommen, was ihn bei dem Auffinden des treffenden Wortmaterials an einer entsprechenden Verarbeitung der ursprünglichen methodischen Vorstellungen hindern kann. Hinzu kommt eine wiederum aus ungarischer Sicht verstärkt spürbare Schwarz-Weiß-Malerei hinsichtlich der kulturellen Differenzen, die aus der Ignorierung der individuellen Assoziationsunterschiede innerhalb einer Kultur resultiert. Auf ihre Existenz wird zwar vage hingewiesen — sie seien auch eine Diskussion wert (S. 24) —, aber in bezug auf das Verhältnis der deutschen und ungarischen Kultur wären sie eindeutig relevanter, weil sie eventuell auch größer sein können als die Durchschnittsdifferenzen zwischen den Kulturen.

Betrachtet man den Band als Lehr- oder Lernmaterial, so wird man eindeutig zu einer positiven Bewertung kommen. Der strukturelle Aufbau ist äußerst logisch: durch den Überblick am Anfang und die Zusammenfassung am Ende eines jeden Kapitels kann man das Gelesene ständig als einen organischen Teil der gesamten, progressiven Thematik auffassen. Die modellhafte Vereinfachung komplizierter Theorien (z. B. des lernpsychologischen Hintergrunds im ersten Kapitel) erfordert kein umfangreiches Vorwissen in dem betroffenen Bereich, also ist das Buch geeignet für eine erste Begegnung mit Fragen der Wortschatzdidaktik. Möglichkeiten zur empirischen Untersuchung und Introspektion durch den Leser, systematische und skizzenhafte Auflistungen von Techniken, orientierende Bemerkungen am Rande der Blätter sowie Worterklärungen im Glossar ermöglichen eine unterrichtliche Anwendung des Materials. Auf einige Defizite möchte ich aber in dieser Hinsicht hinweisen. Das stellenweise zu rigide Einhalten der Struktur führt dazu, daß an einer Stelle ein Punkt nicht aus inhaltlichen Gründen, sondern offenbar nur um der Regelmäßigkeit willen miteinbezogen wurde, nämlich die „Didaktischen Konsequenzen“ im dritten Kapitel — ein Abschnitt, der praktisch leer ist, weil das ganze Kapitel den didaktischen Konsequenzen gewidmet ist. Gewöhnt man sich auch an die bequeme Übersichtlichkeit des Buches durch die Randbemerkungen, so ist man bei einem winzigen Fehler wiederum überrascht: für die These am Anfang des Punktes 1.2.2. (S. 14) wird die Erklärung nicht im ganzen Abschnitt unter „Erklärung“ erörtert, sondern bloß im ersten Satz; der weitere Abschnitt ist eher eine Weiterführung des Gedankenganges der dort aufgestellten These.

Das als Fernstudienmaterial vorgelegte Buch kann den Hinweisen der Herausgeber gemäß sowohl als Seminarmaterial als auch zum Selbststudium verwendet werden. Die gleichzeitige Berücksichtigung der verschiedenen Anwendungsbereiche führt aber zu einer lavierenden Form, in der der jeweilige Leser die für ihn relevanten Hinweise und Aufgabenstellungen selbst herauskristallisieren muß, um dem Gedankengang folgen zu können. Im Falle des Selbststudiums ist beispielsweise die Anzahl der Aufgaben so groß, daß man — wenn man sie nicht überspringt — sich entweder vom ganzen Buch abwendet oder eventuell die relevanten Züge der Konzeption nicht herausfiltern kann. Für einen Nachfolgeband könnte ich mir folgende Lösungsmöglichkeiten für dieses Problem vorstellen: erstens könnte der Band in mehreren Versionen für verschiedene Funktionen herausgegeben werden; zweitens könnte mit Hinweisen markiert werden, welcher Typ der Leser welche Aufgaben berücksichtigen soll; drittens wäre die Arbeitsbuchform im Ganzen aufzuheben, und für das Selbststudium und die Seminargruppen separat aufgestellte Listen von vorgeschlagenen Aufgaben am Ende der Kapitel könnten das übrigens notwendige Experimentieren ermöglichen.

*Szilvia Oszkó*  
(Budapest)

